17/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Schatzsucher

Kalikumpel 600 Meter unter Sondershausen

Match des Jahres

Kasparow kontra Karpow: Wer erobert die Schachkrone?

Skilauf auf dem Wellenberg

Hochsaison der Wasserski-Piloten: Sprünge, Slalom und Figuren

★ Inhalt

Wirtschaft
Report aus dem ältesten fördernden Kaliwerk der Welt
Seite 4

Nachrichtenmagazin
Seite 12

Augenzeugenbericht
Der 23. August 1944 in Bukarest. Fünf Veteranen erzählen von diesem ereignisreichen Tag **Seite 16**

Polemik aktuell
Trübe Quellen, verdeckte Quellen, keine Quellen
Seite 20

Sport
Mit sechzig Sachen und mehr über die Wellen
Seite 22

Tourismus-Ratgeber
Seite 24

FW-Serie
Die Memoiren des Diplomaten Rudolf Engel
Seite 26

Geschichte
Im Rückspiegel. Erinnerungen an das Jahr der DDR-Gründung **Seite 28**

Literatur
FW besuchte den rumänischen Schriftsteller Eugen Barbu **Seite 30**

Restaurierung
Wie man in Moskau Ikonen-„Zwillinge" trennt **Seite 32**

Erzählung
Eduard Bass: „Fanny"
Seite 34

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberstift" **Seite 40**

FW-Suchaktion
Als Angehöriger der Ehrenkompanie bei der Gründung der Republik dabei: Horst Friese
Seite 42

Leserforum **Seite 44**

Expedition
Auf den Spuren der Argonauten **Seite 46**

Schach
Vor der Weltmeisterschaft
Seite 48

Wissenschaft
Perspektiven und Grenzen der Energie aus der Erde
Seite 52

Titelbild:
Liane Petrich vom MC Feldberg, fotografiert von Peter Meißner.

Redaktionsschluß für dieses Heft: 10. 8. 84

★ Im Blickpunkt

Polizeigewalt gegen streikende britische Bergarbeiter. Ihre Forderung: Die geplante Schließung von 20 Zechen und die damit verbundene Entlassung von 20 000 Kumpeln muß verhindert werden! Mehr als 160 000 kämpfen bereits seit fünf Monaten um ihr Recht auf Arbeit. Die Regierung in London hat die Streikenden zum „inneren Feind" erklärt. Würgegriffe, Wasserwerfer, Gummiknüppel und die Klassenjustiz werden mobilisiert gegen die kämpfenden Arbeiter. Täglich ist eine eigens zu diesem Zweck zusammengestellte Polizeitruppe von mehr als 5000 Mann im Einsatz. Dieses Sonderkommando kostete die britischen Steuerzahler bisher etwa 50 Millionen Pfund Sterling. Allen Baily, ein Hauer, hat ausgesprochen, was viele denken: „Wir arbeiten zwar im Dreck, aber wir lassen uns nicht wie Dreck behandeln." Denn es geht nicht nur um Kohle.

Repros aus „Stern"

Kraftmeier am Stock oder Die „heile Welt“ und ihre Gebrechen

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Die Schaufenster sind gefüllt, die Reklamesprüche großmäulig, Zukunftsprognosen überschwenglich. Es sei „ein Aufschwung im vollen Gange“, „frei“ die Menschen, und überhaupt der ganze Westen überlegen. Dafür überschreien sich Kommentatoren und Reporter, werden Fahnen geschwenkt (vornehmlich solche mit Sternen und Streifen).

Millionen Menschen in der westlichen Welt wissen es anders. Schaufensterauslagen und Wohnungsmieten sind für sie unerschwinglich, Krankenhaus, Medizin und Kur unbezahlbar, Erwerbslosigkeit oft nur Übergang zu Armut, Hunger, Obdachlosigkeit, Drogen, Sekten, Kriminalität.

In den USA sind 35,5 Millionen Amerikaner von der Massenarbeitslosigkeit betroffen. Thomas O'Neill, Präsident des USA-Repräsentantenhauses, erklärte: „Als die Reagan-Regierung die Armutsrate 1982 auf 15 Prozent trieb, sagte die Regierung, der Trend würde sich 1983 ‚dramatisch‘ umkehren. Doch das Gegenteil geschah. Reagan leugnet, daß seine Politik die Reichen reicher und die Armen ärmer gemacht hat. Die heutigen Fakten des Büros für Volkszählung beweisen jedoch, daß genau das der Fall ist.“

Die Arbeitslosenquote beträgt in Irland 16,6 Prozent, in den Niederlanden 15,6 Prozent, in Belgien 13,4 Prozent, in Italien 12,8 Prozent, in Großbritannien 11,5 Prozent. In der BRD gibt es 2,5 Millionen Sozialhilfeempfänger, 2,2 Millionen offiziell erfaßte Arbeitslose, mindestens eine Million nicht registrierte; dazu Kurzarbeiter und 365000 Jugendliche zwischen 20 und 25 Jahren, die keine Lehrstelle oder keinen Arbeitsplatz haben und keine Hoffnung. „Die Gefahr, daß ein Viertel der Bevölkerung ins gesellschaftliche und ökonomische Abseits gedrängt wird, läßt sich nicht mehr von der Hand weisen“, warnt ein Wissenschaftler.

Die kapitalistische „Erklärung“, um die man nie verlegen ist: das „Sommerloch“ (in der Urlaubszeit schließt der Unternehmer einfach seinen Betrieb, entläßt seine Mitarbeiter und stellt sie dann wieder ein); „der Arbeitskampf“ (aber Produktion und Aufträge sind schon vorher zurückgegangen); und – zur Not der Hohn – „mangelnde Qualifikation der Arbeitslosen“. Aber in den Schlangen vor dem Arbeitsamt stehen Facharbeiter und Professoren, Ungelernte und Ingenieure beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters, vor allem ganz Junge und ganz Alte (wobei dort einer mit 45 „alt“ ist).

Schuld sei die Rationalisierung. Schon 1856 – auf der Jahresfeier der Arbeiterzeitung „Peoples Paper“ sagte Karl Marx in einer Rede: „In unseren Tagen scheint jedes Ding mit seinem Gegenteil schwanger zu gehen… Die neuen Quellen des Reichtums verwandeln sich durch einen seltsamen Zauberbann zu Quellen der Not.“ Aber Marx glaubte nicht an Zauber. Er wußte: Wenn's um Profit geht, werden Arbeitsplätze zu Hunderttausenden vernichtet. Geht's um den Menschen – im Sozialismus –, dann gerät die Rationalisierung dem Menschen zum Nutzen; und wo Arbeitsplätze eingespart werden können, werden neue geschaffen, wird der Mensch nicht hilflos sich selbst überlassen, sondern zu Anderem, Neuem befähigt. Deshalb konnten wir in unserem sozialistischen Deutschland bis jetzt in diesem Jahr unser Nationaleinkommen um 5,1 Prozent steigern, die Nettoproduktion im Bereich der Industrieministerien um 8,2 Prozent und die Arbeitsproduktivität um 7,4 Prozent. Im Jubiläumsjahr unseres Staates verbesserten wir bisher für 350000 Bürger die Wohnverhältnisse (bei niedrigen Mieten, versteht sich). Und alles ohne Sozialdemontage, ohne Arbeitslosigkeit, ohne Lehrstellenmangel. (In der BRD kündigte man für 1984 einen Anstieg des Bruttosozialproduktes von 3,5 Prozent an; nun wäre man froh, 2,5 Prozent zu erreichen…)

Von den Höhen der Selbstbeweihräucherung ihrer angeblich heilen Welt, kapitalistischen Welt, führt eine einfache Kausalkette auf den harten Boden der Tatsachen (sprich: zu den Gebrechen des gewöhnlichen Kapitalismus). Und diese Linie lautet: Profit – Hochrüstung – überhöhtes Haushaltsdefizit – Verschuldung – Hochzinspolitik – Kapitalflucht zu den hohen USA-Zinsen, darum keine Investitionen in Westeuropa, keine neuen Arbeitsplätze – Massenarbeitslosigkeit – Massenarmut – Kaufkraftverlust – den Gürtel enger schnallen – Kanonen statt Butter…

Es ist eine Gesellschaft, die ständig Unterdrückung, Gewalt und Aggression hervorbringt, weil sie Geld, Einfluß und Macht über Menschen und Völker zum Maß aller Dinge macht – in der Öffentlichkeit wie in der Familie. Die Widerspiegelung erleben Konsumenten des kapitalistischen Fernsehens in Serien wie „Dallas“ oder „Denver Clan“. Ein westdeutscher Germanist, Prof. Günter Waldmann von der Hochschule Reutlingen, erklärte kürzlich: Hier werde ein Bild des amerikanischen Menschen vermittelt, das erschreckend und bedrohlich sei, das Bild eines bis in sein Familienleben hinein auf Konflikt programmierten und ganz durch Gewalt bestimmten Menschen; „der Gedanke, daß das der Amerikaner ist, der mit seinen Atombomben die Sicherheit und den Frieden Europas und der westlichen Welt garantieren will, kann meiner Einschätzung nach nur Beklemmung und Angst hervorrufen“ („Deutschlandfunk“, 6.8.1984, 6.05 Uhr).

2,6 Billionen Dollar will die Reagan-Administration zwischen 1982 und 1989 für die nukleare, chemische und Weltraum-Hochrüstung ausgeben. Das sind 300 Milliarden Dollar mehr als in den 35 Jahren von 1946 bis 1981.

Was für Profite! Wer möchte sich solche Geschäfte durch Verhandlungen über Rüstungsstopp und Abrüstung verderben lassen?! So ist die Antwort auf alle Fragen nach sozialem Abbau und Friedensgefährdung mit der Erfahrung eines jeden Kriminalisten unmißverständlich zu geben: Cui bono? Wem nützt es?

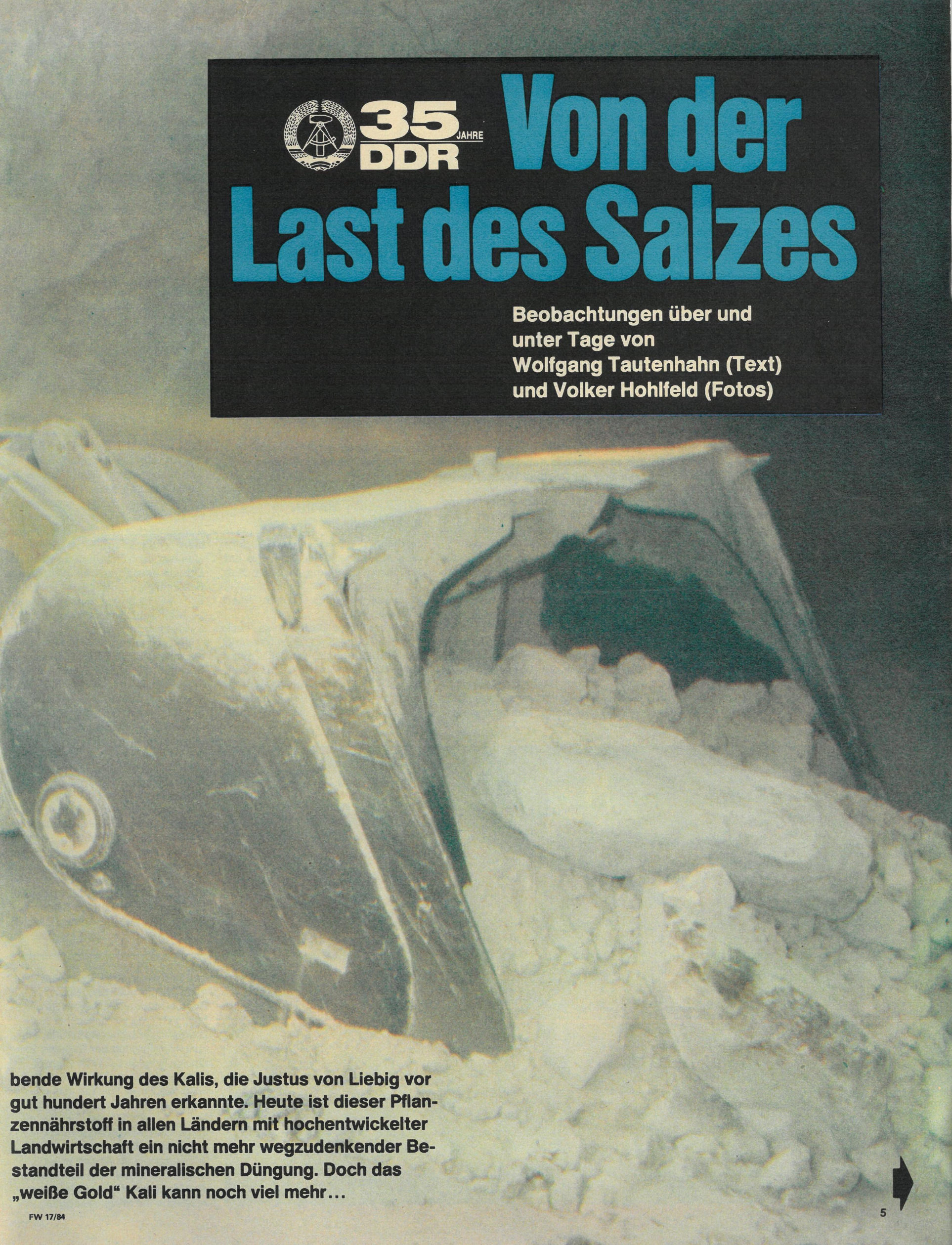
Diese Antwort können weder Hochjubler dekorierter Schaufenster oder Marktschreier des Werbefernsehens übertönen, noch Stars-and-Stripes-Schwenker zudecken, noch Kommentatorengeschwätz und Reportergeschrei aus der Welt lügen.

Mächtige Maschinenkraft packt das Gestein. Der Motor stöhnt auf unter der Last. Sekunden nur. Dann bugsiert das rollende Ungetüm, Staub aufwühlend, den salzigen Bodenschatz durch kilometerlange Straßen im Berg. — Momentaufnahme im Kaliwerk „Glück auf“ Sondershausen, in über 600 Meter Tiefe. Hier ringen die Kumpel um jenen Rohstoff, mit dem auf den Feldern der landwirtschaftlichen Versuchsabteilung des KALI--Kombinats getestet wird, wie der Weizen noch besser sprießen und die Wälder noch besser gedeihen können (Foto links). Wachstum und Erträge bezeugen weltweit die bele-

35 JAHRE DDR

Von der Last des Salzes

Beobachtungen über und unter Tage von Wolfgang Tautenhahn (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos)



bende Wirkung des Kalis, die Justus von Liebig vor gut hundert Jahren erkannte. Heute ist dieser Pflanzennährstoff in allen Ländern mit hochentwickelter Landwirtschaft ein nicht mehr wegzudenkender Bestandteil der mineralischen Düngung. Doch das „weiße Gold" Kali kann noch viel mehr…

Von der Last des Salzes

„Da will mir doch jemand die Suppe versalzen“, argwöhnt der Rangierer auf Sondershausens Kalibahnhof. Alles rollte bislang zügig, nun stellt sich dieser ans Kaliwerk adressierte salzbeladene Waggon entgegen. „Salz zum Salzbergwerk? Ist ja wie Süßstoff zur Zukkerfabrik!“ Bevor er den vermeintlichen Irrläufer reklamieren kann, bremst ein Kollege seinen Diensteifer. „Frag mal bei den Forschern nach. Die kommen doch auf die verrücktesten Ideen. Vielleicht haben die ihn bestellt?“ – Das herauszufinden überlassen wir einstweilen den Eisenbahnern und begeben uns an die Quellen des Salzes.

Auf dem Weg dorthin hantieren wir ungelenk mit all den Bergmannsutensilien. Lampe und Rettungsgerät hängen an unserer Verkleidung herunter, Helm und Schuhe drükken. „Wollt wohl rauskriegen, ob Kali gepflückt oder geschüttelt wird?“ empfangen uns die Kumpel mitleidig. Wir überhören's und entbieten der Besatzung unseres Fahrkorbes ein fröhliches „Glück auf!“

Abwärts geht's. Die da mit uns in die Tiefe gleiten zu ihrem unterirdischen Arbeitsplatz sind Fahrzeugmechaniker, Elektriker, Schlosser, BMSR-Techniker. Elektroniker waren auch schon dabei. – Und die Bergleute?

Im Mai 1892 pikten unweit dieser Stelle Teufer der Erde in ihre spröde Haut. Kali, ein weißes Gold – so sprach es sich im südlichen Harzvorland herum – erneuert und vermehrt die Fruchtbarkeit jahrhundertelang bebauter Äcker. Das „Weiße Gold-Fieber“ brach aus.

Seit über 90 Jahren fördern die Bergleute aus diesem Sondershausener Schacht nun das salzige Gestein. Stolz hören wir heraus, wenn sie bezeugen, dies sei die älteste produzierende Kaligrube der Welt. Dabei ist es nicht der Hang zu montaner Nostalgie, nein, es ist die Freude über die Wiederbelebung einer schon fast totgeglaubten Grube, der Kaligrube „Glück auf“. Mit „Heimathafen“ Sondershausen.

Dr. Ingomar Fitz, Bereichsleiter, Direktionsbereich Forschung des Kali-Kombinats:
„Das sind die Urväter unseres neuen Verfahrens, das wir gemeinsam mit den sowjetischen Kaliforschern entwickeln. Professor Preobrashanski, links, und der Geologe Moratschewski.

Wissen ist Macht, besonders im Schacht

Sprüche, die das Gegenteil verkünden, sind längst Legende. Sie hatten ihren Ursprung in einer Zeit, da die Kumpel mit bloßer Muskelkraft dem Berg den salzigen Schatz entrissen.

Brigadier Peter Trenkelbach, einer von den Kalipflückern im Nordfeld, ist Instandhaltungsmechaniker, ausgerüstet mit den Führerscheinen für die verschiedensten im Berg verkehrenden Fahrzeuge. Und da verkehrt einiges. Ladetransportfahrzeuge, die bis zu neun Tonnen Gestein auf einmal befördern, Sprenglochbohrwagen unterschiedlichen Kalibers, Robur-Lastkraftwagen für den Personenverkehr, Geländewagen für eilige Fracht, Mopeds für kürzere Strekken. Ein Straßennetz von der Größe Halles oder Erfurts erstreckt sich da in den dunklen Labyrinthen. Dazu kommen Förderbänder, deren Länge von Berlin bis Naumburg reichen würde, und die Wege zu den Abbaufeldern werden täglich weiter. Fünf bis sieben Prozent jährlich.

Das Salz fördern heute hochqualifizierte und mehrfach spezialisierte Fachleute. „Mitte der sechziger Jahre haben sie uns Schrapperfahrer mit dem Hintern auf eine halbe Million Mark gesetzt. Die Großgeräte waren Teil der technischen Revolution, die auch vor 600, ja 1000 Meter Tiefe nicht halt machte.“ Revierleiter Lothar Ertmer fährt seit 1951 in den Berg, war Hauer und – wie gesagt Schrapperfahrer. Er durchlebte all die Wandlungen des Bergbaus und wuchs mit den Anforderungen. Heute verantwortet er alles, was in seinem neun Quadratkilometer großen Revier passiert – halb so groß wie Hiddensee. „Da bist du froh, wenn du nach der Schicht ausfährst und hast deinen Schlachtplan erfüllt.“

Die 44 Kollegen seiner Brigade „1. Mai“ schlagen sich mit der Hinterlassenschaft ihrer Väter herum – und das oft im wörtlichen Sinne. Sie machen förmlich Kehraus im Schacht, betreiben Restsalzabbau. Was vor Jahren nicht gut genug war oder nur schwer abzubauen, die stützenden Salzpfeiler etwa, die steilen, sich oft mehr als 20 Prozent neigenden salzführenden Strecken, das ist heute ihr Brot. 25 bis 30 Prozent der jährlichen Förderung an Hartsalz kommt aus solchen Restflächen.

Also dann mit dem Ladeförderer hinein ins dunkle höhlenartige Gewölbe. Bergauf. Beladen. Bergab. Der Scheinwerfer dringt durch den weißen, salzigen Staub, der sich auf die Poren legt, binnen Minuten durstig macht. Nach dem labenden Schluck greift Lothar Ertmer ein Stück Salz, wiegt es in den Händen. „Da liest du in Dokumenten, die

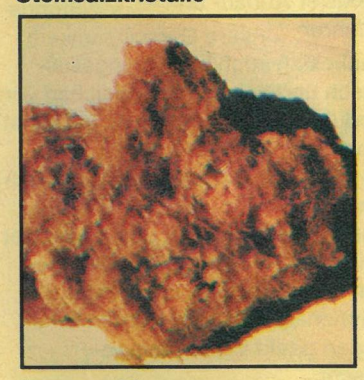
Lothar Ertmer, Revierleiter der Brigade „1. Mai“, (Mitte): „Der Restsalzabbau in unserem Revier ist ein Beitrag zur optimalen Nutzung einheimischer Rohstoffe. Bis zum 35. Jahrestag der Republik will unsere Brigade 2,5 Tage Planvorsprung abrechnen...“ (Im Foto links: Brigadier Peter Trenkelbach, rechts: Berauberfahrer Dietmar Pankotsch)

Jürgen Bartsch, Anlagenfahrer in der Bromfabrik (rechts): „Wir stellen in unserer neuen Anlage Brom höchster Reinheit her. Ein Rohstoff, den die chemische und die pharmazeutische Industrie benötigen...“

Die Kalilagerstätten in Mitteleuropa entstanden vor etwa 230 Millionen Jahren durch Ablagerungen des verdunstenden Zechsteinmeeres. Die Geologen fördern neben dem Hartsalz (oben) bei der Erkundung neuer Abbaufelder auch andere Minerale zu Tage:

Blaues Steinsalz (links), Fasersteinsalz (rechts)

Steinsalzkristalle



Brauner Gips

Steinsalz-Skelett-Kristalle

Von der Last des Salzes

immer bessere Nutzung einheimischer Rohstoffe und deren höhere Veredlung sind eine Voraussetzung erfolgreicher Wirtschafts- und Sozialpolitik. Hört sich gut an, ist einleuchtend, logisch – und dann blätterst du weiter. Drum sieh dich um. Hier wird das Geschriebene Praxis." Hier drückt die Last des Salzes. Eine süße Last, seiner vielseitigen Verwendung wegen.

„900 Tonnen Hartsalz steuern wir täglich zur Bilanz des Werkes bei. Aber denke nicht, das kommt von allein", fügt Peter Trenkelbach an und nennt gleich noch einen Grund für solche Leistungen: „Zu jeder Leipziger Messe schicken wir einige Kollegen der Brigade. Dort erfahren sie vom internationalen Ansehen unserer Erzeugnisse. Und ihre Arbeit hier unten erhält eine politische Dimension...". Große Worte! Dabei sahen die Kumpel in den verflossenen Jahren dem Ende ihres bergmännischen Daseins entgegen. Im Südharz-Revier schwinden die Hartsalzlagerstätten! Und was noch im Hängenden oder Liegenden lagerte, galt als nicht förderbar. Besonders das in großen Mengen vorhandene Carnallit. Sie verfluchten dieses bröcklige, durch andere Beimengungen belastete Salzmineral, wenn es sich als Schadstoff in die Förderung schlich. Sie mieden es wegen seines geringeren Wertstoffgehaltes.

Aber ausgerechnet dieses ehemals ungeliebte Mineral sichert heute die Perspektive des Kalibergbaus in unserer Republik. Es zu fördern und zu vergolden ist eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit, den Arbeitern eine bergmännische Zukunft bis weit ins nächste Jahrhundert zu sichern, ein sozialpolitisches Anliegen. Dahinter steckt eine wissenschaftlich-technische Schwerstarbeit. Die Kumpel im Berg umschreiben es bildreich auf ihre Art:

Ein Forscher muß nicht nur Eier legen können, er muß sie auch ausbrüten

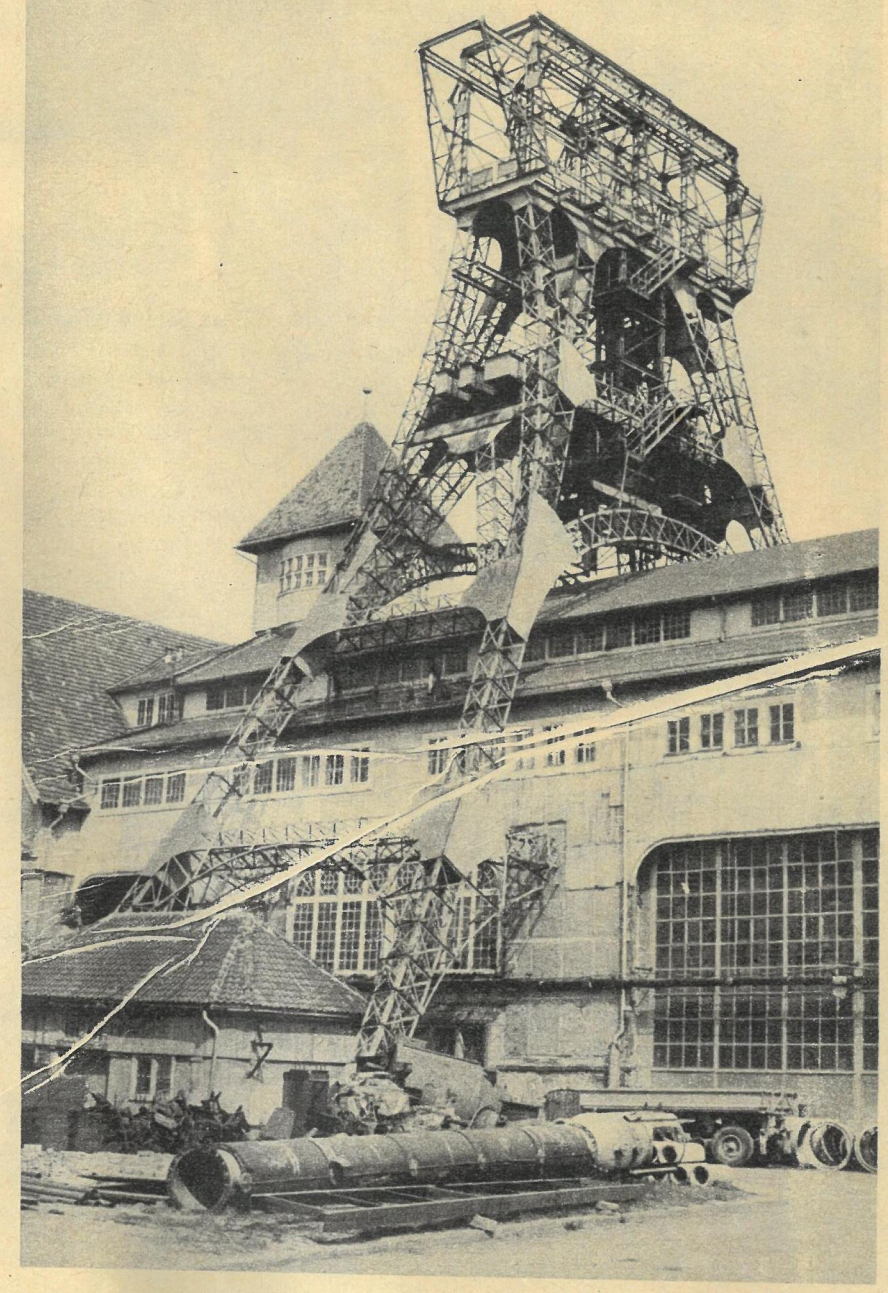
So ein Ei lag bereits im Nest, als die Rohstoffsicherung für die Betriebe des Kombinats vorrangige Forschungsaufgabe wurde. Ein effektives Ausbau- und Verarbeitungsverfahren für Carnallit ist inzwischen gefunden und besteht in der Praxis. Dr. Ingomar Fitz brütet indes ein neues Problem aus. Seit Jahrzehnten gelangt das salzige Gestein nach bewährter Bergmannsart (bohren – sprengen – fördern) zu Tage. Doch ließe sich dieses Carnallit nicht auf ganz neue Art herauslösen? Grundlegend anders als es die Tradition überlieferte und die Welt je kannte? – Forscherfragen!

Mit Wissen und praktischen Erfahrungen ausgerüstet, mit einer ganzen Portion Mut und Risikobereitschaft gingen die Männer um Dr. Fitz an die Arbeit. Sie suchten Verbündete. Fanden sie in Instituten und Betrieben der Republik, aber auch in Moskau, Leningrad, in den sowjetischen Kalikombinaten in Soligorsk (Belorussische SSR) und Solikamsk (westlicher Ural), bei Ministern und Regierungskommissionen. Das ursprüngliche Sondershausener Problem wuchs zu einem internationalen. Die 24. Tagung der Paritätischen Regierungskommission DDR–UdSSR protokollierte im März 1979: In einem Abkommen vereinbarten die Partner Forschungs-, Versuchs- und Projektierungsarbeiten durchzuführen sowie Versuchsanlagen in beiden Ländern für die Entwicklung und Erprobung eines effektiven Verfahrens der Kaligewinnung zu errichten. Fortan war das Forscherleben des Dr. Fitz mit Partnern im Leningrader Allunionsforschungs- und Projektierungsinstitut für Halurgie verbunden.

Angefügt sei, daß der eingangs erwähnte Salzwaggon inzwischen seine Empfänger fand. Es waren tatsächlich die Forscher. Die Leningrader Kollegen schickten, die speziellen Sondershausener Erfahrungen nutzend, eine Ladung Salz zur Analyse. Umgekehrt fliegen schnell einmal einige Kilo Salz aus dem Südharz nach Leningrad. Das ist schon selbstverständlich. Und rollt den Eisenbahnern wieder einmal ein herrenloser Waggon über den Schienenweg, dann fragen sie erst einmal bei den Forschern nach.

Solche praktische Hilfe, ebenso wie der Austausch von Technik, ordnet sich ein in die jahrelange Zusammenarbeit der Kali-Betriebe beider Länder. Bei Dr. Fitz läutet das Telefon. Er notiert einen Beratungstermin. In den nächsten Tagen sind Reisen vorzubereiten, Berichte zu schreiben, Briefe zu beantworten, Telefonate zu führen.

„Vier Mark achtzig kostet eine Gesprächsminute von Sondershausen in die Newa-Stadt. In der letzten Silvesternacht habe ich 186 Mark mit Jewgeni, meinem Partner, und Genossen Sokolow, dem Institutsdi-



Technisches Denkmal: Ausgedienter Förderturm, 1907 in offener Stahlbauweise errichtet, Wahrzeichen der Bergarbeiterstadt Sondershausen.

Heinrich Taubert, Generaldirektor des VEB Kombinat KALI

Genosse Generaldirektor, läßt sich das Profil des Kombinats mit einem Satz umschreiben?

Nur schwer. Vielleicht so: Es verantwortet voll die Produktion von Kali, Steinsalz sowie Spat für die Republik und somit auch die Herstellung aller Grundchemikalien, die sich aus Kalisalzen gewinnen lassen.

Und genießt dabei internationales Ansehen...

Die DDR und die UdSSR sind die einzigen Kaliproduzenten im RGW. Daraus ergibt sich eine gemeinsame Verantwortung für die Versorgung der sozialistischen Länder mit Kalidünger und logischerweise eine fruchtbare kooperative Arbeit zwischen uns auf vielen Gebieten.

Beispielsweise in Wissenschaft und Technik?

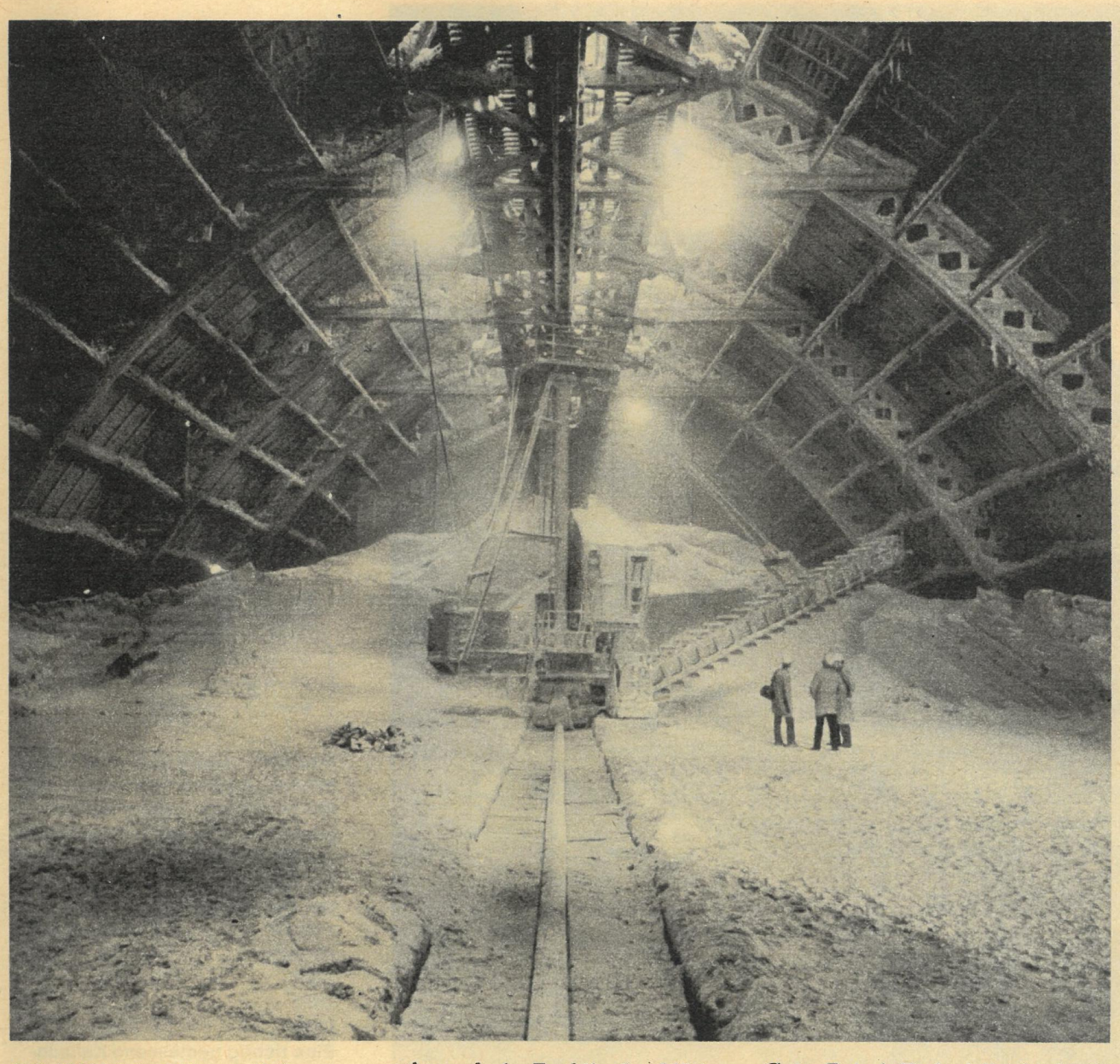
Da ist sie besonders ergebnisreich. Im Werk Bernburg veränderte der Einsatz sowjetischer Technik die gesamte Abbautechnologie unter Tage. Wir richten unsere Anstrengungen auf die Qualitätsverbesserung, Körnung und Freifließbarkeit unserer Erzeugnisse, auf die Entwicklung hocheffektiver Abbau- und Verarbeitungsverfahren. Unsere Gemeinsamkeit drückt sich auch im Lehrlingsaustausch und Leistungsvergleichen von Produktionskollektiven aus, in Dienstreisen zum Partner...

Die auch der Generaldirektor unternimmt?

Jährlich berate ich mit dem Leiter der sowjetischen Kaliindustrie die Themen und Aufgaben der direkten Zusammenarbeit. Dabei werden Erfahrungen direkt vor Ort ausgetauscht.

Der Bericht an die 8. Tagung des ZK der SED nennt das Kalikombinat ein vorbildlich arbeitendes.

Das ehrt uns, spornt zugleich an. Bis Ende Juni hatten alle Betriebe des Kombinats jeden Monat den Plan allseitig erfüllt. So unterstützen wir die auf das Wohl des Volkes gerichtete Politik der SED. Bis zum 30. September wollen wir zu Ehren des 35. Jahrestages der Republik alle anläßlich des ZK-Seminars in Leipzig übernommenen Verpflichtungen zur Überbietung der Hauptkennziffern erfüllen.



Seit 1911 ist der hölzerne Kalispeicher in Betrieb. Er überlebte alle Metall-Konstruktionen, hielt dem aggressiven Salz am besten stand.

rektor, versprochen. Glück gewünscht für '84 ...“

Persönliche Freundschaft ein Nebenprodukt der Arbeit?

„Nein, sie gehört dazu. Wir haben inzwischen ein gemeinsames Gefühl für unseren Auftrag entwikkelt, wissen unabhängig voneinander, welcher Schritt wann folgen muß.“

Das muß sich mit den Jahren formen. Sie haben sich dabei auch zusammengestritten.

„Da gab es plötzlich terminliche Schwierigkeiten mit dem Bau der sowjetischen Versuchsanlage. Ich nach Moskau zu den Genossen der Produktionsvereinigung Sojuskali. Diskutiert, konkret, nach Freundesart. Am Ende einigten wir uns, fanden gemeinsam eine Lösung. – Wochen später teilten die Freunde mit, daß sie ihre Versuchsstätte nun beschleunigt errichten und schon '85 eine beachtliche Produktion bringen wollen. Nun mußten wir wieder zulegen ...“

Dr. Fitz zeigt uns Dokumentationen, Fotos der Versuchsanlage. „Wir ergänzen uns, haben beispielsweise Meßapparaturen übergeben. Hier ist eine Ultraschallechosonde in Funktion“ erklärt er ein Bild. „Oder da, ein Niveau-Meßgerät. Die sowjetischen Kollegen überließen uns dafür notwendige geomechanische Berechnungen.“

Einem Puzzle ähnlich löst sich die Aufgabe Stück für Stück. Eine Arbeitsgruppe befaßt sich mit dem Material für die Anlage. Es muß wegen der Aggressivität des Salzes höchsten Ansprüchen genügen. Je ausgewogener das Material, je länger die Standzeit. 39 verschiedene Werkstoffe haben die Kali-Forscher deshalb untersucht. Ein Moskauer Institut und ein Betrieb in Pensa erhielten von ihnen beste Noten für die einwandfrei emaillierten Rohre.

„Unsere Kollegen waren danach im Stahlwerk in Pensa. Haben sich mit dem Verfahren vertraut gemacht.“ Dr. Fitz geht es um Forschungsreisen mit abrechenbarem Auftrag, mit nachweisbarem Nutzen, nicht um wissenschaftlichen Tourismus mit einem unverbindlichen Schulterklopfen.

Andererseits schließt eine touristische Reise wissenschaftliche Arbeit nicht aus. Im vergangenen Jahr war Dr. Fitz ganz in Familie an der Newa. Forschungspartner Jewgeni Karatygin bewirtete seine Gäste südländisch. „Das war das Probeessen für Turkmenien. In einer Woche reisen wir dort 'runter. Experimentieren mit unseren Geräten.“

Gute Reise! Und vielleicht bleibt neben der Arbeit auch Muße für eine abendliche Schachpartie. Im Fernschachmatch mit den Sondershausenern führen die sowjetischen Kalikumpel die weißen Figuren. Das Demonstrationsbrett vor dem Speisesaal im Werk „Glück auf“ läßt die nahende Niederlage der Schwarzen erkennen. Die letzten Züge der Leningrader Gegner sollen so stark gewesen sein, daß manche vermuteten, da seien Weltmeister im Spiel ...

Es kommt nicht darauf an, zu summen, sondern Honig zu bringen

– eine Kumpeltugend, die sich auch auf die Kollegen in den Fabriken übertrug. Technologe Roland Richter kennt den überirdischen Weg des Salzes bestens. Dabei gewinnen die Arbeiter dem Salz seine „süßen“ Seiten ab. „Wir stellen aus dem Salz erst etwas her, was sich verkaufen läßt“, umschreibt er die Verantwortung der Anlagenfahrer.

Dünger!

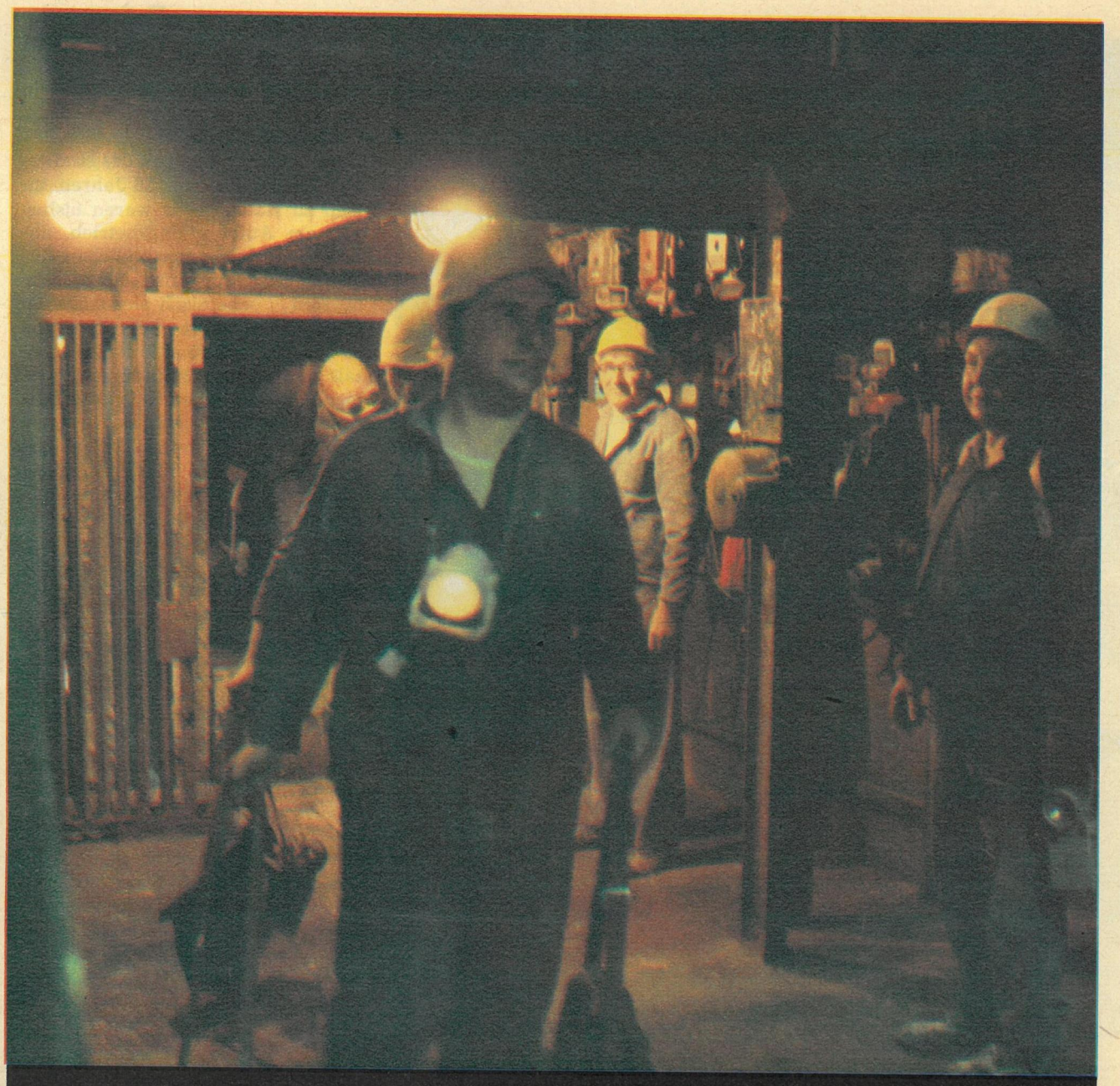
„Nicht Dünger schlechthin“, belehrt er uns. „Es geht um seine Qualität. An der Abfüllanlage wird er säuberlich in Tüten verpackt und behutsam verladen. Diese Sendung, lesen wir am Waggon, ist für Österreich bestimmt. „Es geht uns darum, den Staubanteil zu drükken. Kali praktisch nicht staubend zu machen. Das bringt Vorteil für die Arbeit mit den Großgeräten in der Landwirtschaft.“

Und dieses Carnallit?

Da leuchten die Augen des studierten Chemikers, seit 28 Jahren im Kali zu Hause. „Wir waren bisher nur ein Aufbereitungsbetrieb, änderten an dem ursprünglichen Zustand des Rohstoffs nichts. Wir nutzten chemisch-physikalische Gesetzmäßigkeiten aus, um aus 20 Prozent Kaliumchlorid im Rohsalz 95 Prozent im Endprodukt zu machen, und haben dabei die Ballaststoffe rausgeschmissen. Jetzt aber betreiben wir ernsthafte Chemie!“ Und das hat mit dem Carnallit zu tun. Seit 1983 wird es, mit Hartsalz vermischt, in den Fabriken verarbeitet. „Das dabei freiwerdende Magnesiumchlorid, eine bisher unnütze Begleitkomponente, hatten wir als flüssigen Abfall in die Wipper gekippt. Das war keine Lösung. Weder für das Flüßchen, noch von der Notwendigkeit her, einheimische Rohstoffe mehrfach zu nutzen.“

Was sie früher wegschütteten, exportieren sie jetzt! Dank wissenschaftlich-technischer und technologischer Lösungen, die Mitarbeiter des Kombinats erdachten und anwenden, dank der Zuverlässigkeit der neuen Verarbeitungslinien. Edelsole und Brom sind die zusätzlich gewonnenen Produkte. Der Anteil der gewinnbaren Komponenten aus dem Kalisalz erhöht sich damit von bisher einer (Dünger) auf drei (Dünger, Brom, Edelsole). Die edle Sole mit einem konzentrierten Anteil von Magnesiumchlorid ist unter anderem Ausgangsstoff für hochwertiges Sintermaterial. „Feuerfeste Steine entstehen daraus, verwendet zur Ausmauerung von Hochöfen und Elektrostahlöfen, brauchbar für alle Wärmeprozesse über 1800 Grad. So ein Material mußten wir bisher importieren. Nun macht es uns unser Kali!“ sagt Roland Richter. „Und es kann noch viel mehr. Denke nur an deine Hustentropfen in der Hausapotheke, das Bromhexin ...“

Auf allerlei Präparate kann Klaus Ruhmlieb, der Produktionsabschnittsleiter der neuen Bromfabrik, verzichten. „Seitdem ich hier arbeite, hatte ich keine Erkältungen mehr“, beschreibt er die heilende Wirkung des ätzenden Halogens. Seit einem Jahr fahren sie die neue Anlage im Dauerbetrieb. In gläsernen Rohren pulst und wallt die braune Flüssigkeit, laufen chemische Reaktionen ab, die am Ende das seltene Element abscheiden – in höchster Reinheit! In Kesselwagen gefüllt und adressiert, beispielsweise an Berlin-Chemie, ist sein steinerner Ursprung 600 Meter unter der Fabrik nicht mehr erkennbar. Der Rangierer koppelt die Waggons und stellt die Weichen. Bislang rollte in dieser Schicht alles planmäßig ...



Glück auf! nach erfolgreicher Schicht (oben).
Reparaturbetrieb 600 Meter im Berg. Im Sondershausener Kaliwerk sind über 200 Fahrzeuge unter Tage im Einsatz. Für ihre Verkehrssicherheit sorgen 150 Kraftfahrzeugschlosser (unten).

Von der Last des Salzes

Kali-Kaleidoskop

Das Kalikombinat mit Sitz in Sondershausen besteht seit dem 1. Januar 1970.
Im Gründungsjahr der DDR erzeugten die Kaliwerke erstmals über eine Million Tonnen Reinkali (1038000 t). Im 35. Jahr der DDR sollen es 3450000 t sein.
Zum Kalikombinat, in dem 32000 Werktätige arbeiten, gehören sechs Betriebe mit mehreren Produktionseinheiten.

Das Werk „Glück auf" – zum Kalibetrieb „Südharz" gehörend –, ist die älteste produzierende Förderstätte, in Zielitz befindet sich der jüngste Kalibetrieb der Erde.
Die DDR steht an dritter Stelle der Weltproduktion an Kali.

UdSSR	– 8449 (kt K_2O)
Kanada	– 7337
DDR	– 3460
BRD	– 2592
USA	– 2052

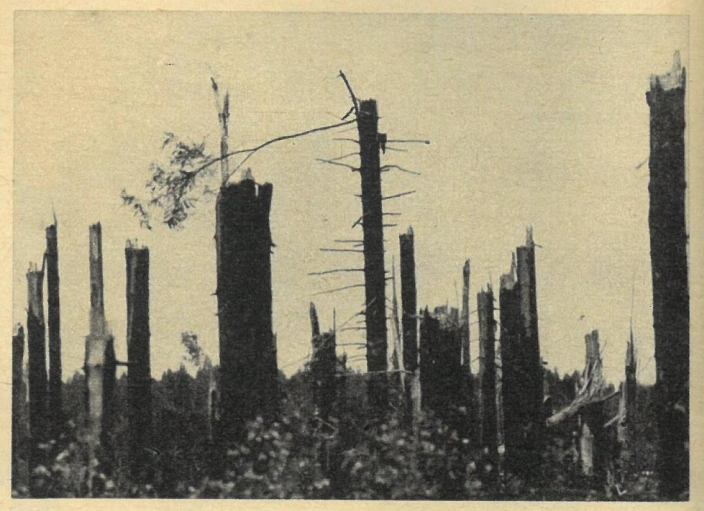
Eine richtig bemessene Kalidüngung verspricht eine Ertragssteigerung von 10 bis 15 Prozent. (Der Einsatz von einem Kilo Kali ermöglicht somit zehn Kilo Getreide mehr zu ernten, was etwa der monatlichen Brotration eines Erwachsenen entspricht).
90 % des in der Welt produzierten Kalis werden für die mineralische Düngung in der Land- und Forstwirtschaft eingesetzt.
Das Kali-Kombinat führt über 80 % seiner Erzeugnisse aus, hat Kunden in über 45 Ländern und ist der zweitgrößte Kali-Exporteur der Welt.

Kali und Kaliverbindungen sind Grundstoffe, Ausgangsprodukt oder Zusatzmittel einer Vielzahl von Erzeugnissen:
Dünger, Waschmittel, Farben, Fasern, Glasindustrie, Gefrierschutzmittel, Straßenlauge, Leim, Feuerlöschmittel, Badesalze, Medikamente, Filmmaterial/Entwickler, Feuerfeste Steine (Sintermaterial)

Vignetten: Jochen Arfert

Bergwerk im Wandel
Neue Verarbeitungswerke markieren das heutige Profil des Kombinats. Die Kesselwagen im Vordergrund transportieren Edelsole zur Verarbeitung und zu den Exportkunden.

Schneller als der Schall



Die Siedlung Beljanizy am Rande der Textilarbeiterstadt Iwanowo (östlich von Moskau) ist gegenwärtig ein einziger Bauplatz. Bagger, Kipper, Kräne und Handwerkerbrigaden aus Patenbetrieben der Stadt bestimmen das Bild dieses Dorfes, das vor wenigen Wochen für immer unterzugehen schien... An jenem Sonnabend, dem 9. Juni, war morgens noch der Himmel klar, zogen mittags Wolken auf und fing es plötzlich an zu hageln. Den Eiskörnern in der Größe von Taubeneiern folgte eine schwarzlila Wetterwand. „Ich stand plötzlich in einer Art Trichter", beschreibt ein Augenzeuge das Naturphänomen. „Um mich herum drehte sich alles – Wolkenfetzen, Lehmbrocken, Geäst und irgendwelche Metallteile. Vom gigantischen Trichterhals her war ein Zirpen und Zischen zu hören. Ich schaute nach oben und sah einen Schlauch mit 30 bis 70 Metern im Durchmesser, der irgendwo in der Höhe verschwand." Diese Windhose – im Unterschied zu einem orkanartigen Wirbelsturm auf eine viel kleinere Wirkfläche beschränkt, dafür aber von ungeheurer Zerstörungskraft, weil sich ihr Kern schneller als der Schall zu drehen vermag – riß auf einem 450 Meter breiten und 16 Kilometer langen Streifen der RSFSR Häuser und Bäume nieder. Über 100 Städte und Siedlungen waren an diesem Unglückstag von solchen Wirbelstürmen betroffen. Schon am selben Abend kamen die ersten Helfer, die Folgen der Katastrophe zu beseitigen. Partei und Regierung stellten sofort zusätzliche Investitionsmittel in Höhe von 120 Millionen Rubeln bereit, die Kolchosen bekamen langfristige Kredite von insgesamt 30 Millionen Rubeln. In Beljanizy können nun schon die ersten Familien wieder ein eigenes Haus beziehen. Bis zum Herbst – das ist die Zielstellung der staatlichen Sonderkommission – werden alle, die ihre Wohnung verloren, wieder ein ständiges, komfortables Zuhause haben. Die Wälder aber, wo jahrhundertealte Bäume wie Streichhölzer geknickt worden sind, werden wohl noch lange von den Spuren der Windhose gezeichnet sein...

Dietrich Pätzold

Vor 40 Jahren in der Slowakei

Als der Tischlermeister des kleinen Ortes Medzev in der Ostslowakei am Morgen des 29. August 1944 allein in der Werkstatt stand, ahnte er, warum er seine vier Gesellen verloren hatte. Rudolf Ruzbacky und seine Kameraden waren aufgebrochen in die Wälder der Kloptainer Höhen, um sich dort den Partisanen anzuschließen. Überall im Lande organisierten sich antifaschistische Kräfte, die einen opferreichen Kampf gegen die deutschen Okkupationstruppen führten. Dieser 29. August 1944 ist der Beginn des Slowakischen Nationalaufstandes, der in die Geschichte als eine der mächtigsten antifaschistischen Aktionen in Europa eingegangen ist. Unter der Führung der illegalen KP gelang es in kurzer Zeit, Revolutionskomitees zu bilden (auf dem Bild oben: Sitz des Hauptstabes der Partisanenabteilung in Banská Bystrica) und Teile der Slowakischen Armee zum Befreiungskampf zu gewinnen. Begeistert schrieb Ilja Ehrenburg am 6. September 1944 in „Krassnaja swesda": „Die Deutschen haben zwar Panzer, Artillerie, automatische Geschütze und Flugzeuge, aber die Slowaken wehren sich ... Das Kriegsgeschehen ist wechselvoll, der Weg zum Sieg ist nicht leicht, die Slowakei aber weiß, daß Rußland ihr zu Hilfe kommt – ja, so ist es, Rußland wird kommen!" Und Hilfe kam. „Sie war die einzige und entscheidende Hilfe", notierte Gustav Husák, „die es ermöglichte, daß der offene Kampf mit den Nazidivisionen zwei Monate lang geführt werden konnte." Ende Oktober zogen sich die Kämpfer in die Berge zurück, um dann gemeinsam mit der 4. Ukrainischen Front der Roten Armee die faschistische Wehrmacht endgültig zu schlagen. Örtliche revolutionäre Nationalausschüsse entstanden überall in den befreiten slowakischen Gebieten. In Medzew wurde der Partisan und Tischler Rudolf Ruzbacky Vorsitzender.

Günther Wolfram

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: V. Hohlfeldt, N. Naumenkow, IML, A. Fjodorow, ADN-ZB/Thieme, Orbis

Vor der Fahrt zum weißen Gold

Demnächst werden 200 verdienstvolle Werktätige aus Betrieben der Baumwollindustrie unseres Landes eine nicht alltägliche Reise antreten. Ihr Ziel ist die Usbekische Sowjetrepublik, wo der von ihnen verarbeitete Rohstoff reift. Die meisten der Reiseteilnehmer werden dort zum erstenmal der Baumwolle mitten in der Erntekampagne direkt auf dem Feld begegnen. Auszeichnungsreisen dieser Art finden seit zehn Jahren statt. Fast zweieinhalbtausend Beschäftigte aus Spinnerei-, Weberei- und Konfektionsbetrieben nahmen bisher daran teil. Als besondere Form der Anerkennung langjähriger Tätigkeit und herausragender Leistungen im sozialistischen Wettbewerb tragen diese Reisen dazu bei, die deutsch-sowjetische Freundschaft zu vertiefen. Dem Kombinat Baumwolle ist vor allem die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit mit Partnern in der UdSSR ein Garant für stabiles Leistungswachstum. Wenn beispielsweise am Vorabend des 35. Gründungstages der DDR im Kombinatsbetrieb Wäscheunion Mittweida eine Industrieversuchsanlage von Wellenfachwebautomaten die Produktion aufnehmen wird, dann ist das nicht zuletzt Ausdruck erfolgreichen Zusammenwirkens mit dem Baumwollkombinat Kalinin. Die neue hochproduktive Webtechnik wurde von Forschungseinrichtungen des Textilmaschinenbaues und der Textilindustrie beider Länder entwickelt, gebaut und erprobt. Sie bestimmt den Weltstand. Auf internationalen Textilmaschinenmessen hat die Gemeinschaftsentwicklung wegen der bisher nicht gekannten Schußeintragsgeschwindigkeit bereits großes Aufsehen erregt.

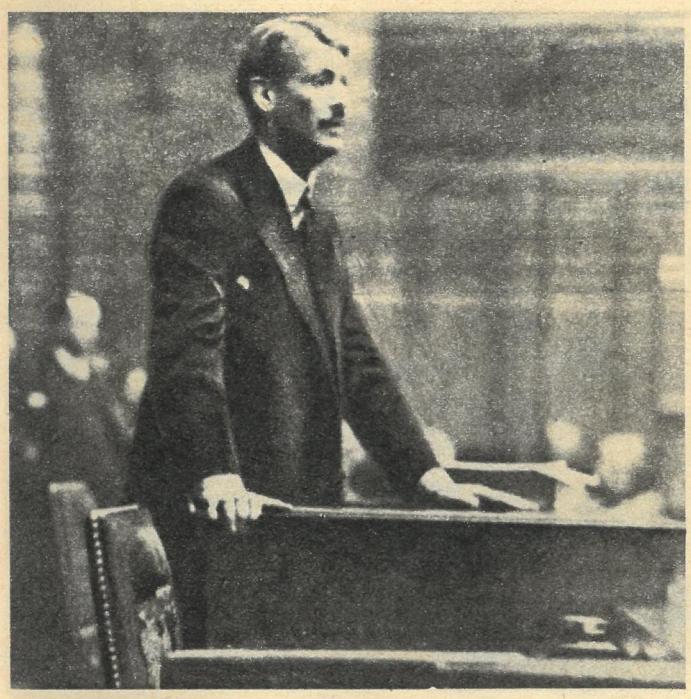
Peter Ludwig

Schmackhaftes vom Fließband

Rund 900 000 Liter Milch verarbeitet täglich das Lebensmittelkombinat Opole in Dolny Sląsk (Foto rechts), das zu den größten und modernsten seiner Art in der Volksrepublik Polen zählt. Der nahrhafte Rohstoff kommt zu einem Drittel von den Staatsgütern und Genossenschaften. Insgesamt kann sich der Großbetrieb, der mit Anlagen aus der UdSSR, ČSSR und DDR ausgerüstet ist, auf 32 000 Zulieferer stützen. 70 Millionen Liter Trinkmilch gibt das Kombinat an das Industriezentrum Katowice ab, das als einer der 49 Verwaltungsbezirke Polens mit etwa 400 Bewohnern pro Quadratkilometer die höchste Einwohnerkonzentration aufweist. Neben Trinkmilch und Milchprodukten, darunter dem in unserem Nachbarland vor allem zur Sommerzeit bevorzugten Joghurt, produziert der Betrieb auf einer sowjetischen Anlage auch Speiseeis. Das Opoler Kombinat verarbeitet darüber hinaus jährlich 4500 Tonnen Gemüse und 1500 Tonnen Obst, wobei das Gemüse zu 50 Prozent in den benachbarten Wojewodschaften aufgekauft wird. Während 2500 Tonnen der Obst- und Gemüsekonserven für den Eigenbedarf des Landes bestimmt sind, geht der überwiegende Teil unter der auch bei uns geschätzten Firmierung „Hortex“ ins Ausland. Die insgesamt 450 Mitarbeiter des Kombinats, das zweischichtig produziert, sind darauf bedacht, daß die polnischen Erzeugnisse auf den internationalen Märkten ihrem guten Ruf gerecht werden. Jüngster Verarbeitungszweig des Opoler Betriebes ist die Herstellung von Fertiggerichten. Konserviert oder tiefgekühlt verlassen sie die

Fließbänder. Die steigende Nachfrage nach diesen schmackhaften Menüs – sie reichen vom traditionellen Bigos bis zu Fischsuppen – beweist, daß vorgefertigte Speisen bei entsprechender Verarbeitungstechnologie und Phantasie der Köche kein Notbehelf sein müssen. Die Wojewodschaft Opole (8500 km²) gehört mit ihren fruchtbaren Lößböden zu den wichtigsten Landwirtschaftszentren des Landes. Die Landwirtschaft ist hier weniger in kleine bäuerliche Wirtschaften aufgesplittert als zum Beispiel in den Gebieten Ostpolens.

Paul Weinreich



Am Ende eines langen Weges

Am 24. August 1944 starb Rudolf Breitscheid. Ein anglo-amerikanischer Luftangriff auf die Rüstungshallen der Gustloff-Werke, neben dem Konzentrationslager Buchenwald gelegen, löschte sein Leben aus. Der namhafte sozialdemokratische Politiker (unser Foto zeigt ihn während einer Rede vor dem Reichstag 1929) ist einen langen und widerspruchsvollen Weg gegangen, bevor er zu der Aussage gelangte: „Es rächt sich, daß die Bolschewistenfurcht selbst in gewissen Kreisen ehrlicher Republikaner den Blick für die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses aller antifaschistischen Kräfte trübte.“ Diese bittere Erfahrung formulierte Rudolf Breitscheid in der Emigration 1936. Die Wirklichkeit wurde zum übermächtigen Lehrmeister, auch Breitscheid nahm sie die Illusion, ohne die von den Kommunisten beschworene Einheit der Arbeiterbewegung gegen den Faschismus etwas ausrichten zu können. Er schloß sich dem Bund von Kommunisten, Sozialdemokraten, Christen und bürgerlichen Demokraten an, die in der Einheitsfront aller Antifaschisten die einzige Möglichkeit sahen, der Nazidiktatur zu widerstehen und sie zu brechen. Anfang Februar 1941 von französischen Sicherheitskräften in Arles verhaftet, wurde er an die Gestapo ausgeliefert. Seit 1943 in einer Sonderbaracke des KZ Buchenwald interniert, fand er dennoch Möglichkeiten, mit der illegalen Lagerleitung der KPD Kontakt aufzunehmen. Bei allem, was den Kommunisten Thälmann und den Sozialdemokraten Breitscheid in Buchenwald nicht nur räumlich trennte, einigte sie die Überzeugung: „Wir brauchen die Einheit der Arbeiterklasse. Die Sozialdemokraten müssen mit den Kommunisten zusammenarbeiten, sonst wird es kein sozialistisches Deutschland geben.“ Diesem Vermächtnis Breitscheids, das er wenige Monate vor seinem Tode einem kommunistischen Häftling anvertraute, folgten 1946 viele Sozialdemokraten, denen die historische Lehre etwas galt.

Hans Bergmann

Spurts auf die Standesämter

Seit Juni haben die Standesbeamten in der Sowjetunion und der DDR sportliche Hoch-Zeit – die vermutlich auch noch eine Weile andauern wird. Den Anfang machten die Eiskunstläufer. Im Leningrader Hochzeits-Palast heiratete das Olympiasieger-, Welt- und Europameister-Paar Jelena Walowa und Oleg Wassiljew (unser Bild). Die beiden sind bereits das fünfte olympische Goldpaar, das nun auch außerhalb des Eisparketts Pflicht und Kür gemeinsam bestreiten will. Ebenfalls im Juni nahm Eisprinzessin Jelena Wodoressowa einen jungen Ingenieur aus Moskau beim Wort. In Karl-Marx-Stadt schließlich wurde die Olympiasiegerin, Welt- und Europameisterin Katarina Witt Schwägerin ihrer Vorgängerin gleichen sportlichen Ranges, Anett Pötzsch. Bruder Axel Witt war seiner Auserwählten beim Turn- und Sportfest voriges Jahr begegnet. Die „Sommerzunft“ des Sports hatte ebenfalls Hochzeits-(Ball)Saison. Der „Jahrhundert“-Hammerwerfer Juri Sedych nahm sich die 100-m-Olympiasiegerin von 1980, Ljudmila Kondratjewa, zur Frau. Eine Hochzeit besonderer Art fand in Jena statt. Dem „ausverkauften“ Polterabend bei Heike Daute und dem Wismut-Gera-Torwart Andreas Drechsler folgte die Fahrt der Braut nach Dresden – wo sie mit 7,40 m nur um drei Zentimeter den Weitsprung-Weltrekord verfehlte. Bei der Hochzeit am übernächsten Tag mußte Andreas seine Schöne über jene 7,40-m-DDR-Rekordweite buchstäblich auf Händen tragen. Am Tatort Stehende wollen gesehen haben, daß er Heike „prophylaktisch“ sogar über die Distanz von siebeneinhalb Metern auf den Arm nahm… Zwei Stunden vor diesem Zeremoniell hatte auch die 72,16-m-Speerwerferin Antje Kempe ihren Namen geändert: Sie machte mit dem Sportstudenten Helge Zöllkau dem Jenaer Standesamt ihre Aufwartung. In Ilmenau gaben sich dann die Weltklasse-Rennschlittenfahrer Ute Weiß und Bernd Oberhoffner das Jawort, in Potsdam der 7804-Punkte-Zehnkämpfer Uwe Freimuth der ehemaligen Karl-Marx-Städter Siebenkämpferin Anke Tröger. Und wie geht's weiter? Für eine Hochzeit noch in diesem Sommer entschieden sich die Rennkanu-Weltmeister Birgit Fischer und Jörg Schmidt sowie der weltschnellste Geher des Jahres – Ronald Weigel. Er hat vor, seinen Trainer auch zu seinem Schwiegervater zu machen…

Christian Müller

● Am Rande

Ein Berg aus Kochsalz ist der Chodshamumin im Süden Tadshikistans. Was ihn so interessant macht, ist die Tatsache, daß an seinem Gipfel auch ein Quell mit Süßwasser emporschießt. Rote Tulpen blühen dort. Sie wachsen auf kleinen Fleckchen und sind, sehr dekorativ, von weißen Salzkristallen umgeben.

● Splitter

Mehr als 650000 Frauen nationaler Minderheiten Vietnams haben in den letzten drei Monaten an Mütterkursen teilgenommen.

Die von der Weinherstellung zurückbleibenden trockenen Traubenkerne werden in der rumänischen Winzergemeinde Teremia Mara als Mischfutterzusatz für Milchkühe verwertet.

Eine fast 50 Kilometer lange Galerie von Felsenbildern aus dem 5. bis 7. Jahrhundert ist in der Kasachischen SSR entdeckt worden.

Bis zu 300000 Hektar mongolisches Ackerland sollen in diesem Planjahrfünft erschlossen werden.

Die diesjährige Maisernte in der KDVR bringt im Durchschnitt einen Ertrag von 6300 Kilogramm je Hektar.

Eine Kombination von Teilen des LADA und des Škoda ist die Basis für den Prototyp eines neuen Sportwagens aus Plžen.

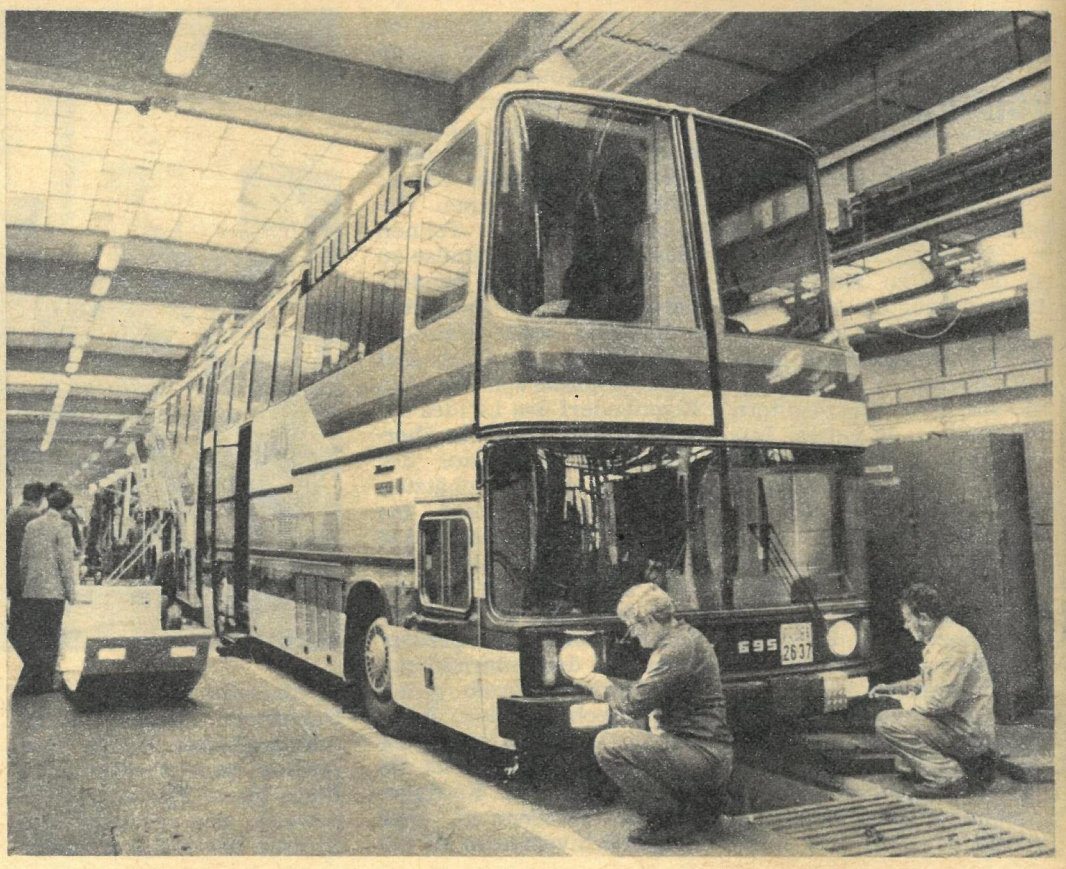
● Gelesen

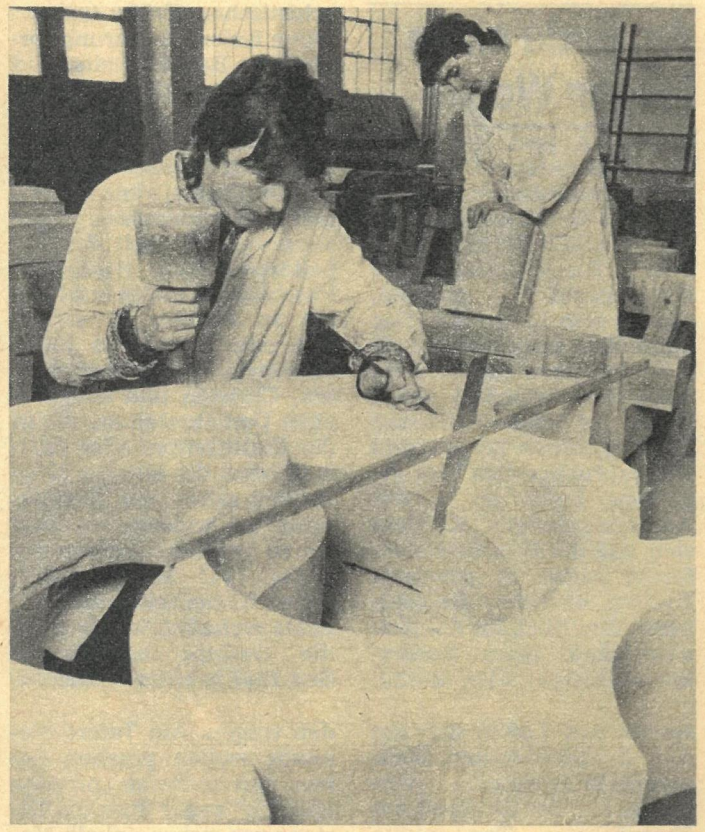
Man schätzt, daß Reagan und ein von Reaktionären beherrschter Kongreß im Laufe der vergangenen drei Jahre die Programme für Sozialleistungen um jährlich 100 Milliarden Dollar reduziert haben. Nach Ansicht von Experten haben in dieser schlimmsten aller wirtschaftlichen Rezessionen nach dem zweiten Weltkrieg nur ein Drittel der Arbeitslosen Unterstützung erhalten. Mehr als zwei Millionen Menschen wurden die Lebensmittelkoupons entzogen, und fast eine Million Kinder erhalten keine Lebensmittelzuschüsse mehr.

„Daily World", USA

Kistenbus

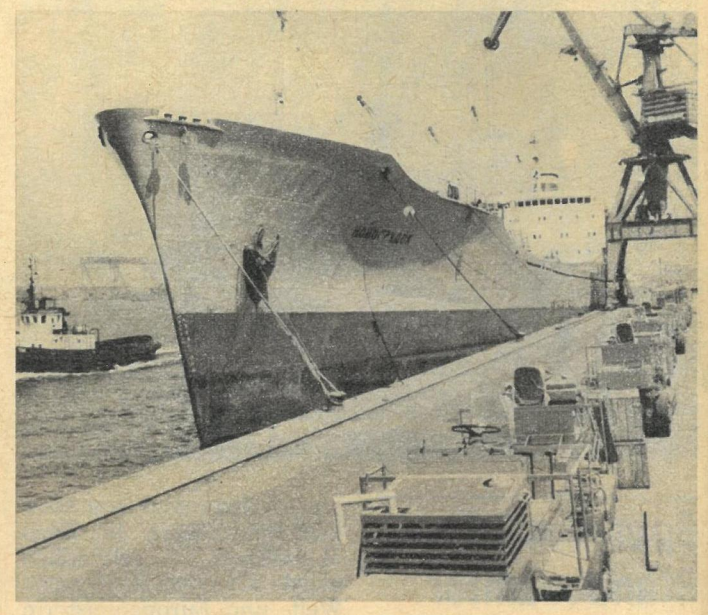
Doppelstöckig präsentieren die IKARUS-Werke ihren neuesten Bus, den IK 695. Der „Doppeldecker", zunächst für den Passagierservice der Flughäfen bestimmt, ist eine Weiterentwicklung der 16,5 Meter langen, hauptsächlich für die Städte Ungarns und der RGW-Länder produzierten Gelenkbusse. Seit 1949 kaufte der größte ausländische Kunde, die Sowjetunion, 89 000 Busse, die zunehmend mit Robotern geschweißt, gespritzt und neuerdings auch montiert werden. IKARUSSE fahren heute in 54 Ländern, u. a. in Schweden und Kuweit. Auf Wunsch der Entwicklungsländer werden zum Beispiel die nach Kuba, Moçambique und Angola exportierten Busse in den Werkhallen der Importeure montiert. Sie kommen dort als Einzelteile an – wohlkonserviert, in Kisten verpackt.





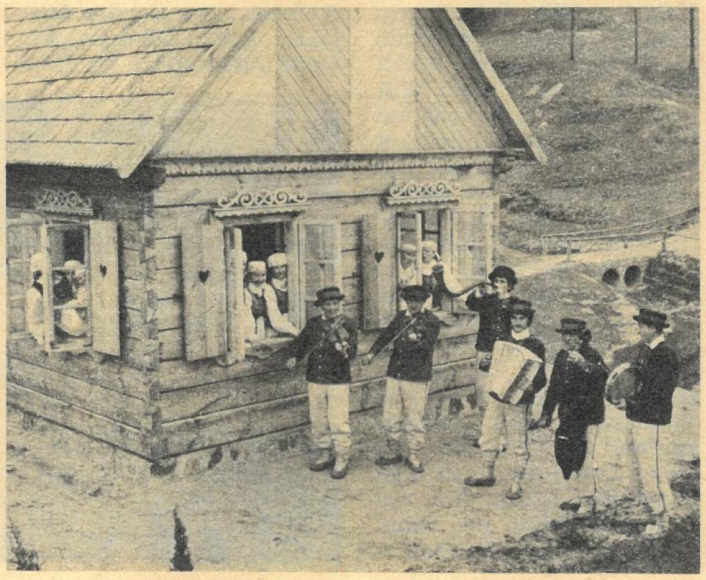
Hafenalltag

Straßenbaumaschinen aus dem DDR-Kombinat „baukema" rollen über die Pier des Rostocker Überseehafens. Sie sollen in Nikaragua beim Ausbau des Verkehrsnetzes eingesetzt werden. Über den „großen Teich" bringt sie der sowjetische Frachter „Nowogrudok", der regelmäßig über Rostock die Karibik- und Pazifiklinien befährt.



Doppeljubiläum

Bevor diese Studenten der Fachschule für Steinindustrie in Hořice (Ostböhmen) ihr Diplom erhalten, rinnt mancher Tropfen Schweiß. Eine ihrer praxisbezogenen Studienaufgaben verlangt beharrlichen, kunstvollen Umgang mit Steinmetzhammer und -meißel: Fertigen eines Details im gotischen Stil. Die Fachschule in Hořice begeht in diesem Jahr ihr 100jähriges Bestehen. Auch die Fachschule für Keramiktechnologie in Bechyně (Südböhmen) feiert ihr einhundertstes Fachschuljubiläum.

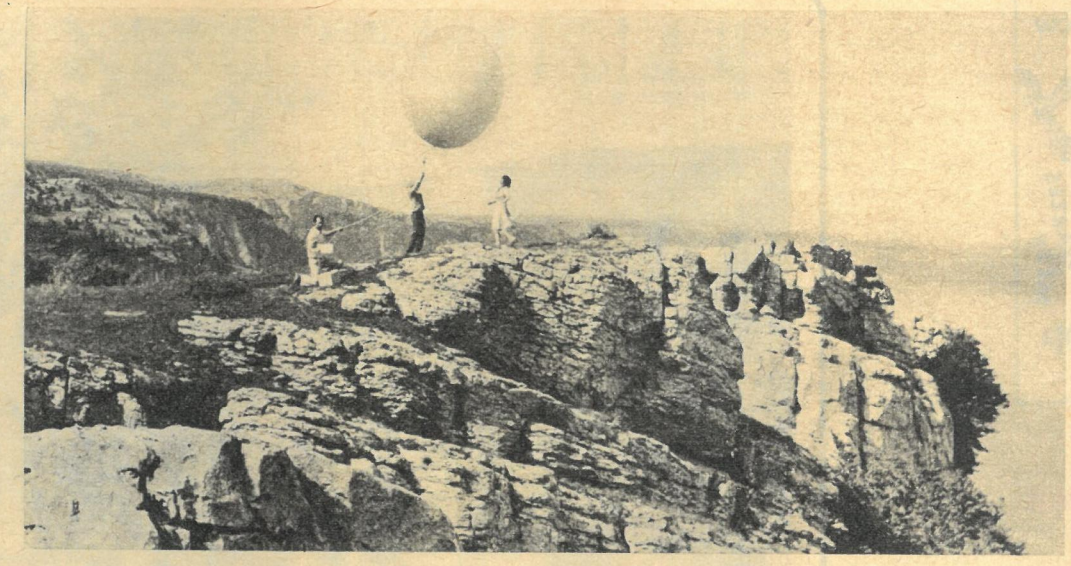


Kurpiemusik

Im Freilichtmuseum von Nowogród spielen Musikanten für die Touristen auf. 1927 auf Initiative des Etnographen Dr. Adam Chetnik zur Pflege der Volksbräuche der nördlich Warschaus gelegenen Kurpie-Region gegründet, war diese polnische Kulturstätte in den Septembertagen vor 45 Jahren von faschistischen Okkupanten zerstört worden. Nach der Befreiung wurde das Museum mit staatlicher Unterstützung wiederaufgebaut. Die farbenprächtigen Kurpie-Trachten gelten als die schönsten Polens.

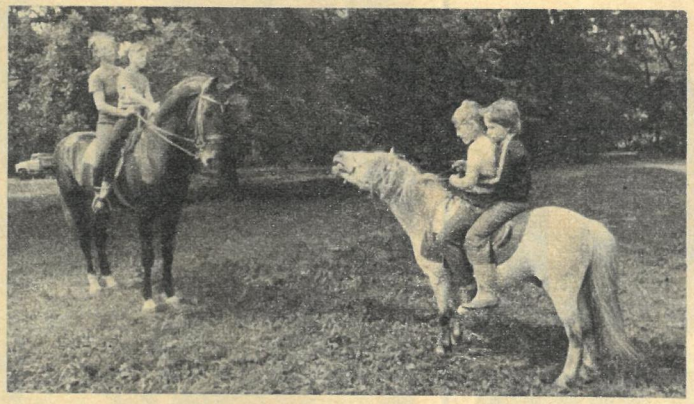
Krimsonde

Auf dem Schischkofelsen nahe Jalta machen Mitarbeiter des Krim-Observatoriums eine Radiowettersonde startklar. Im Rahmen der meteorologischen Zusammenarbeit steigen zur gleichen Zeit in der ganzen Welt Tausende Radiowettersonden auf, die wichtige Meßdaten aus den von Wettersputniks nicht erfaßten atmosphärischen Schichten zur Erde funken. Das hydro-meteorologische Krim-Observatorium ist vor einhundertfünfzig Jahren gegründet worden.



Geisterfahrer

Der Traktor im Hintergrund (Foto oben) wird sich, nachdem Ingenieur Nikolai Jegorow (links im Bild) und sein Mitarbeiter Andrej Scherstnjew die „Befehlszentrale" aufgestellt haben, ohne Fahrer in Bewegung setzen und ferngesteuert ein umfangreiches Arbeitsprogramm absolvieren. Ein vom sowjetischen Institut NATI gemeinsam mit bulgarischen, polnischen, tschechoslowakischen und ungarischen Institutionen entwickeltes Fernsteuerungssystem wird gegenwärtig getestet.

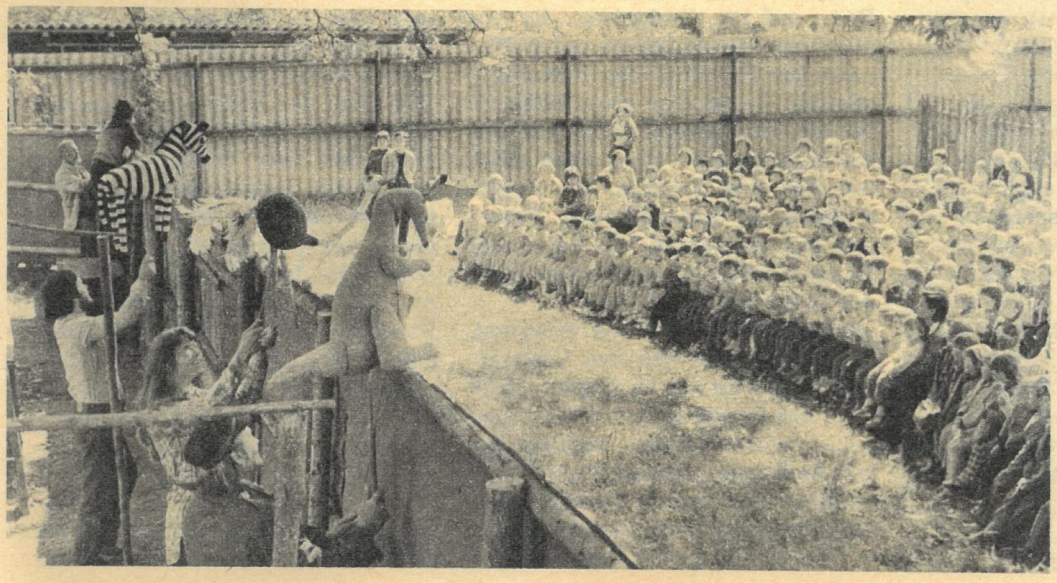


Rjasanpony

Mit über hundert Ponys besitzt das Versuchsgestüt des sowjetischen Instituts für Pferdezucht im Gebiet Rjasan die größte Herde in der Sowjetunion. Vier Ponys bildeten in den fünfziger Jahren den Grundstock.

Fischreichtum

Über 800 Schiffe verfügen die rund fünftausend Mitglieder der 68 Fischereigenossenschaften im Küstenbezirk Binh Son (SR Vietnam). Dieses Jahr sollen 12 000 Tonnen Fisch angelandet werden.



Theaterzauber

In der malerischen Umgebung der Hluboká-Burg (ČSSR) finden sie nun bereits das sechste Mal statt, die Theatertage für Kinder. In diesem Jahr stehen das weltbekannte Andersenmärchen „Das Feuerzeug" und das Puppenspiel „Tobias" des heimatlichen Autors Zdeněk Florian auf dem Programm. Zu den Theatertagen für Kinder treten Berufsdarsteller auf. Das Andersen-Märchen gestaltet das Künstlerkollektiv des Kleinen Theaters von Ceské Budějovice. Alle haben daran viel Spaß.

● Wörtlich

„Irgendwie liegt mir immer mehr der ganze Sinn meines Singens am Herzen. Ich kann es nicht losgelöst sehen von der Zeit, in der wir leben, von dem, was nottut in der Welt, damit Frieden ist. Und so will ich denn von den wahren Werten der Menschheit singen, von Tapferkeit und Freundschaft ..."

Karel Gott

● Kurz berichtet

Auf der sowjetischen Kola-Halbinsel ist es gelungen, Biber anzusiedeln. Sie haben sich dem rauhen Klima nördlich des Polarkreises angepaßt und ihre Ernährung von Weiden und Espen auf Birkenrinde umgestellt.

300 Künstler, ein Fünftel davon sind Grafiker, sind im Verband bildender Künstler der Mongolischen Volksrepublik organisiert. In Ulan-Bator und in 16 weiteren Regionen gibt es Kunstschulen, in denen u. a. in traditioneller Malerei, Keramik und Metallbearbeitung unterrichtet wird.

Die ersten sowjetischen Schiffe des neuen Typs „Wawtschug" sind zur Versorgung von Bauarbeitern, Fischern und Geologen in den Siedlungen am Weißen Meer unterwegs. Sie haben einen Tiefgang von maximal zwei Metern, so daß auf spezielle Anlegestellen verzichtet werden kann.

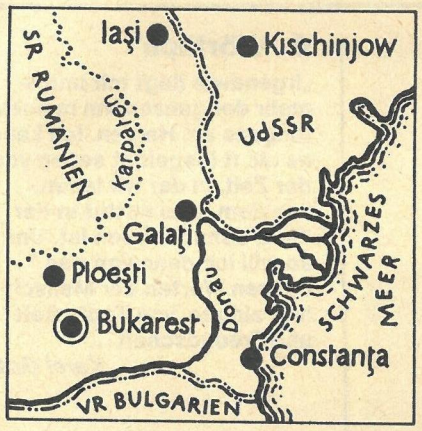
Die jetzt zu Ende gehende Tabakernte auf Kuba wird die beste der vergangenen fünf Jahre sein. Bulgarische Traktoren mit Zusatzgeräten für Pflege und Blatternte sind zum ersten Mal im Einsatz gewesen. Das Deckblatt der „Havanna" wurde weiterhin nach alter Tradition handgepflegt.

Die in der ungarischen Vereinigung „Videoton" produzierte moderne Elektronentechnik wird in mehr als 600 Rechenzentren der Bruderländer eingesetzt.

● Gewöhnlicher Kapitalismus

Bereits jeder zehnte Lehrer in der BRD ist arbeitslos. Innerhalb eines Jahres haben 7000 Lehrerinnen und Lehrer ihren Arbeitsplatz verloren. In Nordrhein-Westfalen werden dieses Jahr beispielsweise von etwa 7000 Bewerbern nur 1500 eingestellt. Von 800 Bewerbern als Gymnasiallehrer in Bayern sollen nur 10 Prozent übernommen werden, von 8000 Bewerbern in Niedersachsen haben nur 500 eine Anstellungschance.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: R. Kriesmann; ZB/ČTK (2), MTI, VNA; Interpress; TASS/K. Dudtschenko, R. Denissow, I. Djakonow; Vignette: D. Schüler



Vor 40 Jahren:
vom Faschismus befreit
Schauplätze
Augenzeugen

PAROLE EICHE

FREIE WELT-Exklusiv-gespräch im Bukarester Komitee der Veteranen und Kämpfer gegen den Faschismus

Anca Magheru: „Nachdem sich die Gefängnistore geöffnet hatten, gab es für Kommunisten keine ‚Erholungspause'. Wie vor meiner Verhaftung 1943 ging ich wieder unter die Leute, sprach in Betrieben, auf Einwohnerversammlungen – über die Zukunft unseres Landes, über den Beitrag Rumäniens zum endgültigen Sieg über den Faschismus."

Sie sind nicht mehr die Jüngsten, allein Toma Zotter, Generalleutnant der Reserve, blickt auf 85 Lebensjahre zurück. Doch kommt die Rede auf die Ereignisse, die vor nunmehr vierzig Jahren unter Führung der Rumänischen Kommunistischen Partei eine grundsätzliche Wende einleiteten, nicht nur für das rumänische Volk – dann straffen sich ihre Rücken, die Augen strahlen in jugendlichem Feuer, und aus sparsamen, wie bei einem Rapport nüchternen Worten weht der Atem der Geschichte.

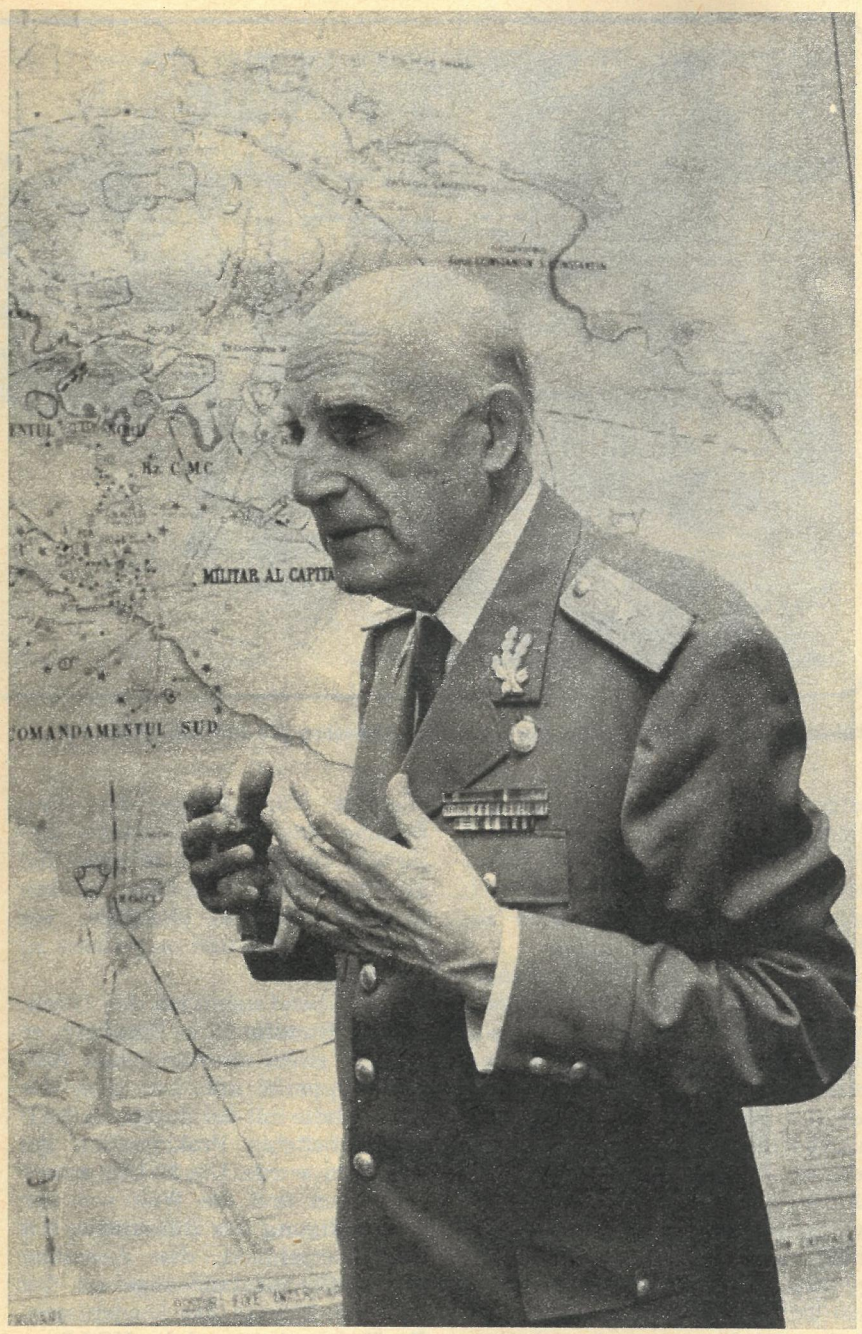
„Stejar, stejar." – „Eiche, dringend, dringend." Das war das Losungswort, mit dem am 23. August, 18.30 Uhr, der bewaffnete Aufstand ausgelöst wurde. Keine zufällig gewählte Parole. „Unsere Partei" – so heißt es in einem zu Kriegsbeginn beschlossenen Grundsatzdokument – „kannte seit ihrem Bestehen keinen einzigen Tag, an dem sie nicht kämpfen mußte, Terror und Folter zu ertragen hatte. Doch wie eine Eiche aufrecht steht sie in den Stürmen unseres Jahrhunderts, schöpft Kraft aus der Kraft der Arbeiterklasse. Nichts kann sie beugen."

Wie von der RKP vorausgesagt, blieb die Sache der Freiheit Rumäniens auf das engste mit dem Kampf der Sowjetunion gegen die faschistischen Weltherrschaftspläne verbunden. Als im August 1944 unter den Schlägen der Roten Armee die gesamte Südflanke der Hitlertruppen ins Wanken kam, entstanden für Rumäniens Kommunisten und die anderen patriotischen Kräfte günstige Voraussetzungen zum Handeln...

„Die Waffen fort!"

Georghe Teodorescu, heute Generalmajor der Reserve, im Jahre

Unvergeßlicher August 1944: Bukarest grüßt die Befreier.

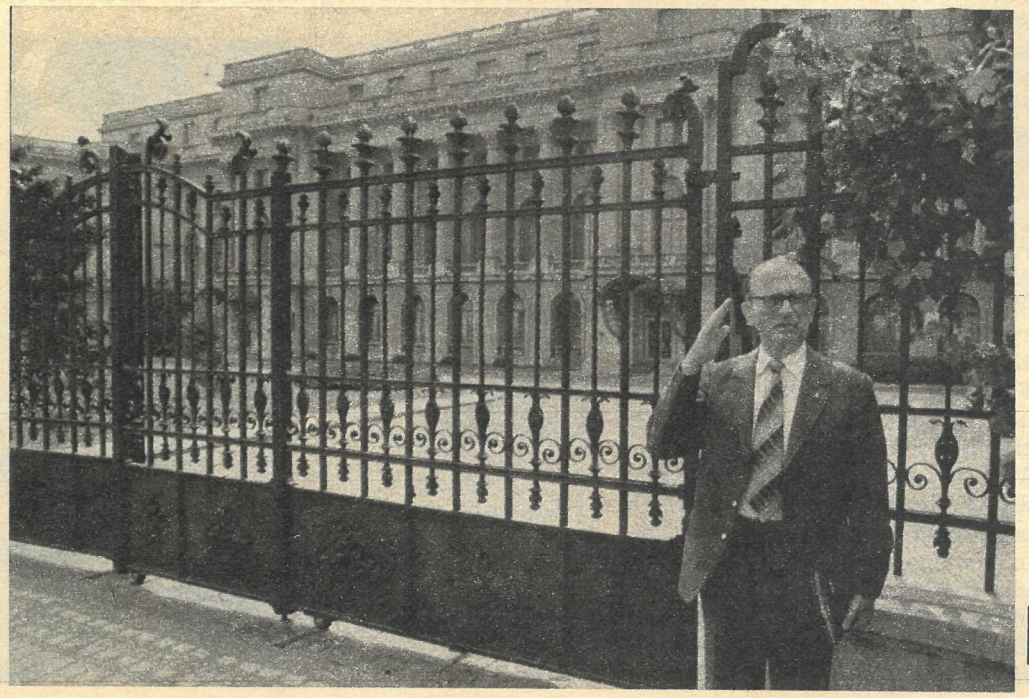


Andrei Miclescu:
„Unter den Gefangenen im Prahova-Tal entdeckten wir den als ‚Schlächter von Warschau' berüchtigten General Stahel. Er war nach dem ‚Fliegerhorst' Otopeni eingeflogen worden, um auf Anweisung Hitlers auch den Aufstand in Bukarest niederzuschlagen. Das entschlossene Handeln der patriotischen Kräfte gemäß dem Plan der Rumänischen Kommunistischen Partei vereitelte ein Blutbad."

1944 als Hauptmann Kommandierender der Palastwache im Bukarester Stadtschloß des damaligen Königs Mihai:

„Am Nachmittag des 23. August rollten am Schloßportal sechs schwere Limousinen vor. Ion Antonescu, der Diktator, Anführer der berüchtigten ‚Eisernen Garde', Marschall von eigenen, Statthalter von Hitlers Gnaden in Rumänien, sowie sein Bruder Mihai begaben sich zur Audienz in die abseits gelegene königliche Villa. Die Stunde der Entscheidung war gekommen. Nach dem Plan der Kommunistischen Partei, den im Patriotischen Militärrat alle Beteiligten gebilligt hatten, mußte die Beseitigung des Antonescu-Regimes mit der Inhaftnahme der Machthaber beginnen. Kein geringes Wagnis unter den Augen eines ganzen Heeres von Aufsehern und Spitzeln, rumäni-

Georghe Teodorescu:
„Noch am Abend des 23. August betrat eine Kampfgruppe der Patriotischen Front das Schloß, an ihrer Spitze ‚Ingenieur Ceauşu', den ich von geheimen Besprechungen kannte. Im September sah ich ihn als Regierungsmitglied wieder; es war Emil Bodnaraş, der im Auftrage des ZK der RKP die militärischen Operationen geplant hatte."



Bukarest, 30.8.1944: Einzug der Freiwilligendivision „Tudor Vladimirescu".

scher Gendarmen und Geheimdienstleute, Agenten der SS und der Gestapo, mit 600 000 Mann deutscher Truppen im Lande. Viel, wenn nicht alles hing davon ab, daß der erste Schlag gelang...

Hinter den Türen des Empfangsraumes warteten wir auf das verabredete Zeichen. Um 17.05 Uhr zog sich der König in ein Nebengemach zurück. Die bereitstehenden Soldaten der Wache traten ein und erklärten die Antonescus für verhaftet. Der ‚Marschall', der eben noch Durchhaltebefehle entwarf, den sowjetischen Vormarsch auf einer imaginären Linie zum Stehen bringen wollte, schäumte vor Wut. ‚Ihr werdet alle hängen!' schrie er. ‚Laßt mich los, ich muß zum deutschen Botschafter.' – Beide wurden abgeführt und in einem Saferaum untergebracht.

Unmittelbar danach überquerte ich gelassenen Schrittes, äußerlich ganz Pflichtbewußtsein, die Calea Victorieii, wo die Wagen mit den Leibwächtern parkten. Es galt, diese Truppe von 24 ausgesuchten, schwer bewaffneten Leuten ohne Aufsehen in unsere Gewalt zu bekommen. Auf meinen Wink bog die Kolonne in den Schloßhof ein, nahm vor dem Zentralgebäude Aufstellung... Später bin ich oft gefragt worden, was ich in diesem Augenblick empfand. Ich muß sagen, da war nur der Gedanke, den Auftrag unter allen Umständen zu erfüllen.

Mit angeschlagener Maschinenpistole traten die Soldaten meines Kommandos heraus, umringten die Kolonne. Ich zog den 9-mm-Colt und sagte: ‚Widerstand sinnlos. Hände hoch! Waffen fort, und die Munition dazu.' – War es der Eindruck unserer Entschlossenheit oder mehr die Angst vor der hereinbrechenden Katastrophe – alle vierundzwanzig Mann ließen sich ohne ein Wort, ohne eine Geste der Gegenwehr abführen. Voraussetzung für den nächsten Schritt: wichtige Würdenträger des alten Regimes wie den Unterstaatssekretär des Inneren, den Minister für die Streitkräfte, den Chef der Bukarester Polizei ebenfalls ins Schloß zu rufen und ungewarnt zu überrumpeln.

Gegen Abend nahm ich den Direktor des Rundfunks in Empfang; er brachte einen altertümlichen Aufnahmeapparat mit, auf dem die Schallplatte mit der durch die RKP ausgearbeiteten Proklamation geschnitten wurde. Um 22 Uhr erfuhr Rumänien und die Welt von der Aufkündigung des Bündnisses mit Hitlerdeutschland, der Annahme des Waffenstillstandsangebots der alliierten Mächte, der Sowjetunion, Großbritanniens und der USA."

„Kein Weg nach Bukarest!"

Andrei Miclescu, Generalmajor der Reserve, 1944 Major im Stab der 4. rumänischen Armee:

„Seit April hatten die Kommandeure, die uns als die Zuverlässigsten galten, mit der heimlichen Ausbildung kleiner Kampfgruppen der Arbeiterwehr begonnen. Gut getarnte, weit verstreute Waffenverstecke wurden angelegt.

Arbeiter waren an unserer Seite, als am Morgen des 24. August – also wenige Stunden nach der Erhebung – ein Vorstoß der im Norden von Bukarest konzentrierten Deutschen abgewiesen wurde. Nach erbitterten, verlustreichen Kämpfen blieb der Angriff am Stadtrand, vor der Băneasa-Brücke liegen. Eine starke Formation der Hitlertruppen, die aus der Umkreisung ausbrechen konnte, wurde durch angebliche ‚Sympathisanten' auf beschwerliche Umwege geleitet. So gewannen wir Zeit, eigene Kräfte heranzuführen. Die Kolonne, bei der sich der deutsche Befehlshaber General Gerstenberg befand, wurde am 27./28. August von Einheiten der 4. Armee im Prahova-Tal gestellt und aufgerieben."

„Frieden, Mädchen!"

Anca Magheru, Veteran der Arbeiterbewegung, Mitglied der Weltföderation antifaschistischer Widerstandskämpfer:

„Den 23. August erlebte ich mit Hunderten anderer Häftlinge in der Frauenabteilung des Gefängnisses Văcăresti. Unsere Bewacher hatten gewechselt; die Bukarester Gendarmen waren zu militärischem Einsatz abgerückt, an ihrer Stelle kamen junge Burschen aus dem Südosten, aus der Moldau, die bereits in der Reichweite der Roten Armee lag.

Zwischen Hoffnung und Sorge verbrachten wir – zwanzig Frauen in einer Zelle, für je zwei ein Bett – die Tage des August. Was würde angesichts der nahenden Befreier mit uns ‚Politischen' geschehen, wegen ‚kommunistischer Umtriebe' zu jahrzehntelangen Haftstrafen verurteilt?

‚Seid ruhig!' sagten Polizisten, die zu Häftlingen Kontakt suchten. ‚Es wird nicht gehen wie in der Moldau, wo die Faschisten vor ihrem Abzug die Gefängnisse geräumt haben. Wenn es sein muß, werden wir euch mit der Waffe verteidigen.' Und sie waren es auch, die nach der Radiosendung in der Nacht des Dreiundzwanzigsten zu uns mit dem Ruf gestürzt kamen: ‚Frieden, Mädchen! Es wird Frieden'..."

„Befehl ausgeführt!"

Toma Zotter, Generalleutnant der Reserve, 1944 Stabschef des 5. Heimatkorps:

„Das Gebiet um Ploeşti mit seinen Erdölvorräten und Fabriken war von den Hitlerleuten faktisch zur exterritorialen Zone gemacht worden. Auf 10 000 Quadratkilometern konzentrierten sich 30 000 deutsche Soldaten mit zahlreichen Flakgeschützen, dazu weitere 30 000 Mann an Technikern und Hilfspersonal. Hier fiel eine wesentliche Entscheidung über den Erfolg des Nationalaufstandes.

Am Abend des 23. August erteilte

PAROLE EICHE

Toma Zotter:
„Während der Kämpfe bei Ploeşti stießen wir an einer Stelle auf eine Gruppe von 2000 ‚Hitlerjungen', Kindern deutscher Techniker, die unter dem Kommando einiger Etappenoffiziere in behelfsmäßigen Gräben saßen. Zu unserer Erleichterung brauchten wir gegen diese Schuljungen nicht ernst zu machen. Bei den ersten Salven liefen sie davon."

Mihai Burcă:
„Unser Aufenthalt in Bukarest – von dem sich mancher ein Wiedersehen mit seinen Angehörigen versprochen hatte – dauerte nur wenige Stunden. Dann reihten wir uns wieder in den Vormarsch ein... Am Tag des Sieges, den wir in der Tschechoslowakei erlebten, zählte die Division, die mit 12000 Mann ausgerückt war, noch 5500 aktive Kämpfer."

Bukarest 1984 – repräsentative Hauptstadt der Sozialistischen Republik Rumänien.

ich dem in Ploeşti stationierten Obersten Oprescu den Befehl, mit seinen Soldaten unverzüglich alle Anlagen der Industriezone um die Stadt in Besitz zu nehmen . – Eine Pause entstand, über die Fernsprechleitung hörte ich ihn heftig atmen… ‚Verstanden', sagte er schließlich, ‚aber das wird sehr schwer werden.'

Doch schon um 4.30 Uhr war der Oberst wieder am Apparat. – ‚Befehl ausgeführt. Die Stadt, die Betriebe, der Bahnhof, die Brücken sind in unserer Hand. Ohne die Arbeiter hätten wir es nie geschafft'…"

„Putzt eure Stiefel!"

Mihai Burcă, Generaloberst der Reserve, im Auftrag der Kommunistischen Partei ab 1935 in den Königlich Rumänischen Streitkräften, unter anderem als illegaler Parteisekretär eines Regiments; kämpfte im spanischen Bürgerkrieg für die Sache der Republikaner, 1944 an der Seite der Sowjetarmee in der Division „Tudor Vladimirescu":

„Vom Nordosten Rumäniens her marschierten wir im Verband der 2. Ukrainischen Front auf Bukarest. Ich gehörte der im Herbst 1943 auf dem Boden der Sowjetunion gegründeten Freiwilligendivision an, die den Namen des bürgerlichen Freiheitskämpfers Vladimirescu (1780–1821) erhielt.

Nach dem Durchbruch der Sowjetarmee im Raum von Iaşi am 21./22. August ging es zügig voran. Plötzlich Marschpause, Offiziere zum Kommandeur! – ‚Putzt die Stiefel und macht euch schön!' sagte unser Oberst. ‚Eben ist es durchgekommen: Bukarest ist frei. Es gibt keinen Kampf, sondern eine Parade. Die Hauptstadt kommt uns mit Blumen entgegen…'

Was wortwörtlich in Erfüllung ging. Unbeschreiblich der Jubel in den Straßen, unsere Fahrzeuge mit den Blumen des Sommers förmlich zugedeckt. Bitter nur griff es uns ans Herz, als wir im Zentrum die Verwüstungen sahen, die deutsche Sturz-Kampfbomber noch vor wenigen Tagen außerhalb jeglicher Kampfhandlung angerichtet hatten. – Ohnmächtiges Wüten eines Feindes, dessen Ende besiegelt war."

Hans Frosch (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Karte: Harald Larisch
Hist. Motive: APN, AGERPRES

CHRONIK

20./21. August:
In einem konspirativen Treffen erörtert der Führungsstab der RKP letzte Einzelheiten des bevorstehenden Aufstandes.

21./22. August:
Bei ihrer Offensive gegen die deutschen Truppen im Raum Kischinjow-Iaşi durchbrechen Einheiten der 2. und der 3. Ukrainischen Front der Sowjetarmee die feindliche Verteidigung in einer Tiefe bis zu siebzig Kilometern und erreichen das Hinterland, wo das deutsche Oberkommando weder über Reserven noch über vorbereitete Aufnahmestellungen verfügt.

23. August, 23.00 Uhr:
Tausende Einwohner bekunden in den Straßen von Bukarest ihre Zustimmung zum Programm der neuen patriotischen Regierung unter General Sănătescu, die Freilassung der antifaschistischen Häftlinge und die Auflösung der Konzentrationslager.

24. August, 7.30 Uhr:
Zum erstenmal seit Januar 1943 erscheint eine legale Ausgabe der Zeitung „România Liberă"; sie enthält den Aufruf des Zentralkomitees der RKP, „mit allen Waffen gegen den hitleristischen Feind" zu kämpfen.

24. August, 10.50 Uhr:
Die deutsche Luftwaffe beginnt eine Serie mehrtägiger „Vergeltungsangriffe" gegen Bukarest, bei denen unter anderem das Königspalais, das Haupttelegrafenamt, das Athenäum und das Nationaltheater schwer getroffen werden.

24./25. August:
Arbeiter zahlreicher Bukarester Betriebe melden sich zum Einsatz in den Patriotischen Kampfgruppen.

25. August:
Der deutsche Botschafter Killinger erschießt sich im belagerten Gesandtschaftsgebäude.

27. August:
Das Oberkommando der Rumänischen Armee gibt bekannt, daß in der Hauptstadt jeglicher Widerstand deutscher Militärformationen erloschen ist. Über 12000 Offiziere und Soldaten wurden gefangengenommen.

29. August:
Zur Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens reist eine rumänische Regierungsdelegation nach Moskau.

29./30. August:
Vorhuten der 2. Ukrainischen Front erreichen den Stadtrand von Bukarest.

Trübe Quellen, verdeckte Quellen, keine Quellen

Durch die Blume gesagt

Ein Beitrag von Prof. Dr. Franz Knipping

Dreimal sorgte Janet Cooke, eine junge Reporterin der „Washington Post", für öffentliches Aufsehen und für Schlagzeilen. Zum ersten Male geschah dies im September 1980, als eine herzergreifende Geschichte aus ihrer Feder erschien. Unter dem Titel „Jimmys Welt" beschrieb die Autorin das Schicksal eines achtjährigen schwarzen Jungen im südöstlichen Vorort der US-Bundeshauptstadt. Sie schilderte detailgetreu, wie Ron, ein Liebhaber der Mutter, dem sympathischen Jimmy die Nadel in die Vene stach, ihm Heroin einspritzte und ihn im Laufe der Zeit drogensüchtig machte.

Anlaß Nr. 2 war die Ehrung, die ob dieser Reportage der Journalistin zuteil wurde. Voller Stolz verkündete im April 1981 die „Washington Post": „Pulitzer-Preis für Janet Cooke". Ein großformatiges Foto zeigte die Ausgezeichnete, auf dem Dach des Verlagshauses stehend, die Stadt am Potomac zu ihren Füßen. In der Tat schien sie den Gipfel beruflichen Ruhms erklommen zu haben. Schließlich beansprucht der vom Verleger Joseph Pulitzer (1847–1911) gestiftete, seit 1917 alljährlich verliehene Ehrenpreis für Journalisten in den USA den höchsten Stellenwert.

Gänzlich anders lauteten zum dritten und letzten Male die Schlagzeilen. Sie kündeten von fristloser Entlassung der eben erst Hochdekorierten und von der Rückgabe der Auszeichnung an das Pulitzer-Preis-Komitee in New York. Der Grund: Veranlaßt durch aufgebrachte Leser, die sofortige medizinische Hilfe für Jimmy verlangten, hatte die Polizei eine großangelegte Suchaktion eingeleitet, ohne indes den Jungen aufspüren zu können. Als die Autorin etlichen Kollegen das Haus zeigen sollte, das Ron, die Mutter und der Achtjährige bewohnten, da fand sie es nicht. In die Enge getrieben, gestand Janet Cooke letztendlich unter Tränen: Die Story hatte sie von A bis Z erfunden, sie war nichts anderes als ein Produkt ihrer Phantasie.

Kardinaler Fehler

Wie es zu dieser Blamage kommen konnte? – Ein Sprecher des laut Eigenwerbung „einflußreichsten, besten und klügsten Blattes auf dem amerikanischen Zeitungsmarkt" antwortete gequält: „Das ist eine sehr schwere Frage, denn es gibt keine Garantie im Nachrichtengeschäft." Differenzierter fiel das Urteil einer progressiven New Yorker Wochenschrift aus: „Janet Cookes kardinaler Fehler bestand nicht darin, daß sie sich die Geschichte aus den Fingern sog. Unverzeihlich war vielmehr, daß sie dies auf lokaler Ebene tat, wo sich die Dinge leicht nachprüfen ließen. Hätte sie, gleich vielen anderen, aus ‚unidentifizierbaren Quellen' eine Story zusammengebraut, deren Schauplatz weit entfernt liegt, am besten in einem kommunistischen Land, dann wäre sie garantiert noch immer ein ehrenwertes Mitglied der journalistischen Zunft."

Die Formulierung „gleich vielen anderen" bezog sich unverkennbar auf nicht weit zurückliegende Fälle, die einer schier endlosen Kette antikommunistischer Lügen und Verleumdungen weitere Glieder hinzufügten. In diese Kategorie gehört beispielsweise der lange Jahre hindurch gefeierte Starmitarbeiter gutbürgerlicher Zeitungen namens Louis Barcata, der serienweise Interviews mit berühmten Zeitgenossen lieferte, unter anderem auch mit Fidel Castro. Ausnahmslos erklärten die vorgeblich Interviewten hinterher stets, weder einen Herrn Barcata gesprochen zu haben noch ihn zu kennen. Die betrogenen Blätter jedoch wußten selbst aus den üblichen Dementis noch Kapital zu schlagen. Dummdreist und wider besseres Wissen behaupteten sie: So sind nun einmal die Kommunisten. Erst geben sie Interviews – und dann streiten sie einfach alles ab.

Als frei erfunden erwies sich auch eine furoremachende Reportage aus Kampuchea, groß herausgebracht von der sich seriös gebenden „New York Times". Ein gewisser Christopher Jones beschrieb „exklusiv, als Mann, der das dramatische Geschehen aus der Nähe miterlebte", Kämpfe und Siege von Pol Pot-Banden gegen kampucheanische und vietnamesische Truppen. Der – wie sich später herausstellte – im spanischen Badeort Calpo gefertigte Schwindel platzte, als die New Yorker Zeitschrift „Village Voice" anhand vergleichender Textanalysen nachwies: Ganze Passagen dieses „Augenzeugenberichts" waren fast wortwörtlich aus dem bereits 1930 erschienenen Roman „La Voie Royale" des französischen Schriftstellers André Malraux abgeschrieben.

„Eine bedauerliche Ausnahme" – so suchten in diesem Falle die auf frischer Tat Ertappten ihre Leserschaft zu beschwichtigen. Doch keineswegs Ausnahme, sondern vielmehr Regel – beileibe nicht nur in den hier geschilderten Beispielen – ist die Verwendung von und die Berufung auf sogenannte unidentifizierbare Quellen. Auf allen Journalistenschulen auch der westlichen Welt wird gelehrt, daß eine Nachricht erst dann eine Nachricht ist, wenn sie mindestens fünf, nach Möglichkeit gar sechs W berücksichtigt: *Wer* sagte oder tat *was, wann, wo, wie* und, sofern nachweisbar, *warum?* – Das besagt, daß Authentizität und Glaubwürdigkeit einer Nachricht oder eines Berichts eine exakte Quellenangabe hat.

Ausnahme oder Regel?

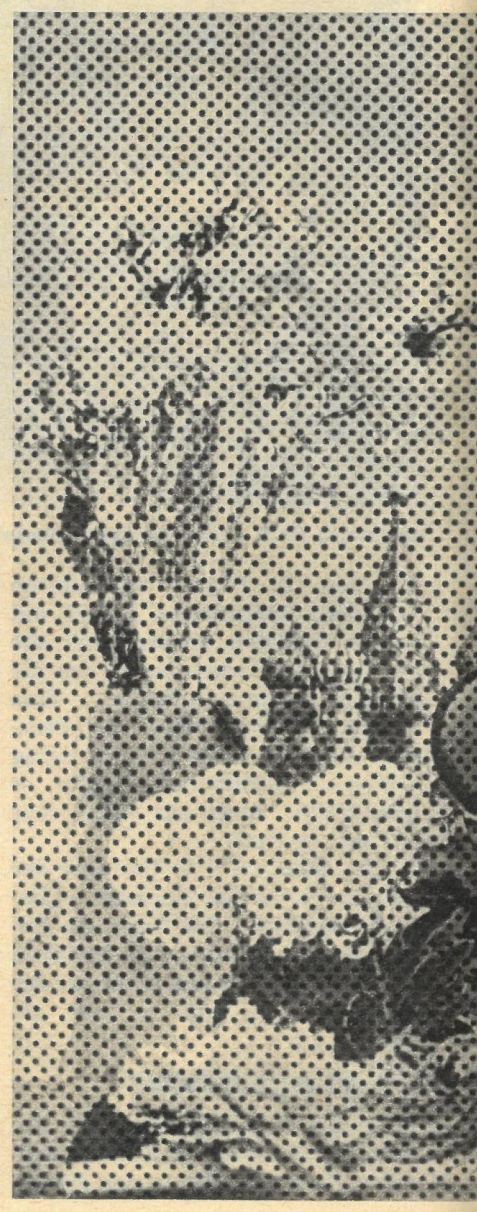
Tatsächlich jedoch scheren sich Massenmedien, die den Gesetzen der Profitmacherei, der erbarmungslosen Konkurrenz und der Sensationsmacherei unterworfen sind, um diesen Grundsatz einen Teufel. „Überall in den USA veröffentlichen Zeitungen solche Berichte, die sich auf namentlich nicht ausgewiesene Quellen stützen", fand der Publizist David Shaw nach der Janet-Cooke-Affäre heraus. In einer von der „International Herald Tribune" publizierten Studie stellte er fest: „Die Verwendung ungenannter Quellen hat sich in unseren Medien exzessiv ausgeweitet"; vorherrschend sind Praktiken, „die einem zügellosen Mißbrauch des Journalismus Tür und Tor öffnen".

Wie dieser Mißbrauch beschaffen ist und welche Resultate er zeitigt, das untersuchte unlängst der indische Journalist P. Sainath. Mehrere Wochen hindurch nahm er das Informationsangebot sowohl der beiden international verbreiteten US-Magazine „Time" und „Newsweek" als auch der Nachrichtenagenturen Associated Press (AP) und United Press International (UPI) unter die Lupe. Nach Durchsicht des immensen Materials im Hinblick auf die Quellen entschloß er sich, unverzüglich „eine Liste der fünf Leute aufzustellen, die er unbedingt kennenlernen muß, sollte er jemals eine Weltreise antreten".

Fünf Alleswisser

Zu diesen fünf, die im Grunde über alles und jedes in der Welt Bescheid wissen, rechnet Sainath als erstes das in Moskau „unweit des Kremls Blumen verkaufende Mädchen". Dieses bemerkenswerte Geschöpf, das besonders Auserwählten Exklusivinterviews gewährt, scheint der bestinformierte Bürger in der ganzen großen Sowjetunion zu sein. Sie weiß genau Bescheid. Der Umfang ihres Wissens reicht von detaillierten Beobachtungen über den Stand der sowjetischen Wirtschaft bis zu den Ursachen bestimmter Vorgänge in den entferntesten Unionsrepubliken.

Zum zweiten existiert eine „hochgestellte Persönlichkeit in Washington, die nicht genannt sein



möchte, deren Identität unbekannt bleiben soll, die um Anonymität bat". Dieser Gentleman, seit Jahren eine der Hauptquellen von AP, ist stets im Besitz sensationeller Detailinformationen, die bei jeder internationalen Auseinandersetzung ausnahmslos zugunsten der offiziellen Position der USA sprechen. Zudem zeichnet ihn eine überaus große Bescheidenheit aus, wie sie allen anderen hochgestellten Persönlichkeiten in der Hauptstadt der USA absolut fremd ist. Er möchte nie genannt werden. Und er bleibt ungenannt, damit er auch morgen wieder erscheinen und die Weltlage neu erklären kann.

Drittens wäre da die dicke alte Frau, die auf dem großen Platz in Budapest Obst verkauft. Sie redet mit jedem Journalisten, vorausgesetzt, er kommt aus dem Westen, und sie erzählt Jahr für Jahr die gleiche Story. Sie erinnert sich der Vorgänge von 1956 im „zum Sowjetblock gehörenden Ungarn". Ihre Reminiszenz materialisiert sich zwangsläufig immer anläßlich des Jahrestages des Geschehens, und ihr Erinnerungsvermögen nimmt dabei erstaunlicherweise immer mehr zu.

Viertens gibt es eine sehr vielseitige Quelle, die vorrangig in Entwicklungsländern ansässig ist. Sie steht zu jeder Tages- und Nachtzeit bereitwillig zur Verfügung und ist ausgestattet mit allen Details eines Ereignisses, um sofort den transnationalen Medien dienlich sein zu können. Es sind „westliche diplomatische Kreise". Sie sind nicht nur in ihren Beurteilungen eindeutig westlich, sondern auch so diplomatisch, daß Ihre Identität niemals zum Vorschein kommt. Ihre Allwissenheit ist ebenso phänomenal wie ihre Allgegenwart.

Fünftens schließlich handelt es sich um eine sehr weit verbreitete Quelle, die nötigenfalls in jedem Land der Erde anzutreffen ist: der „Mann auf der Straße". Erstaunlich an ihm ist, daß seine Ansichten in vielen Dingen sich auf geradezu bemerkenswerte Weise mit denen der Reagan-Administration in den USA decken. In der BRD und in anderen westeuropäischen NATO-Staaten glaubt er beispielsweise, daß es sich bei Friedensdemonstranten um verkappte kommunistische „Agenten" handelt. Auch ist er der Meinung, daß die USA sich eines Betrugs an der Menschheit schuldig machen, wenn sie ihre Pershing- und Cruise-Raketen nicht wie geplant stationieren.

Makabres Spiel

Soweit die Analyse des indischen Journalisten P. Sainath. Bei aller ihr eigenen Ironie verweist sie doch auf eine bitter ernste Angelegenheit. Erhellt wird hier zumindest auf sehr eingängige Weise eine der bevorzugten Standardtechniken im Dienste der Meinungsmanipulierung auf nationaler wie auf internationaler Ebene: das Schöpfen aus trüben, aus verdeckten, häufig genug aus gar nicht existenten, in jedem Falle aber aus solchen Quellen, deren Identität dem Publikum vorenthalten bleibt. Den so Betrogenen werden Glaubwürdigkeit und Reputation vorgetäuscht.

Zum Vorteil gereicht dieses makabre Spiel gleichermaßen den Massenmedien und ihren Mitarbeitern wie den dunklen Mächten im Hintergrund, die sie gezielt mit Informationen, Desinformationen und Wertungen versorgen. „Ihre Veröffentlichung unter dem Schutz der Anonymität ist für beide Seiten der sicherste Weg, das jeweils Gewünschte an den Mann zu bringen", ermittelte David Shaw. Und er machte darauf aufmerksam, daß sich zu diesem Zweck besonders in Washington eine geradezu organisierte Komplizenschaft herausgebildet hat. „Reporter, die aus dem Weißen Haus, dem State Department, dem Pentagon und – nicht zuletzt – aus den Geheimdienstzentralen berichten, hängen ganz und gar von Informationsquellen ab, die namentlich zu nennen sie sich wohlweislich hüten." Logisches Resultat dessen: „Unter dem Deckmantel der Anonymität können ‚Quellen' die Presse für persönliche und politische Zwecke einspannen und unerkannt die Öffentlichkeit irreführen."

Wie das funktioniert, läßt sich zumeist nur anhand des Endprodukts rekonstruieren. Dafür ein Beispiel. In einer Titelgeschichte, die am 4. April 1983 das Magazin „Time" der Militärpolitik Washingtons widmete, tauchte als Grundmotiv dreimal das Schlagwort „sowjetische Bedrohung" auf. Ergänzt, bereichert und variiert wurde es durch ein volles Dutzend weiterer Behauptungen gleichen Kalibers. Es hieß da wörtlich: „offensive Bedrohung, die von der Sowjetunion ausgeht"; „entmutigender Vorsprung der Sowjets bei konventionellen Waffen"; „sowjetische militärische Bedrohung"; „Gefahr, die von den Sowjets ausgeht"; „sowjetische Mittelstrecken zielen auf Europa"; „sowjetische Hubschrauber in Managua waren Bedrohung der amerikanischen Sicherheit"; „Sowjets weiten ihren militärischen Einfluß im Hinterhof Amerikas aus"; „sowjetische Aufrüstung ist in der Tat furchterregend"; „sowjetische Stärke"; „sowjetischer Angriff"; „sowjetischer Präventivangriff"; „Sowjets verfügen über ein immer furchteinflößenderes Waffenarsenal".

Die große Lüge

Was mit der Massierung emotionsgeladener Schlagworte beabsichtigt war, ergab sich aus dem Zeitpunkt und den Begleitumständen der Publikation. Im Kongreß stand der Rekordrüstungshaushalt der Reagan-Administration für das Jahr 1984 zur Debatte; ihn durchzubringen und dafür eine entsprechende Stimmungsmache in der Öffentlichkeit zu organisieren, war der Zweck der Übung. Wer dabei jedoch die Feder führte, welche „sachkundigen" Quellen bemüht wurden, bekam der Normalleser nicht mit. Daß den größten eigenständigen Informationsapparat im Lande, bestückt mit 4500 Beamten, das Pentagon betreibt, geht ihn nichts an. Wer die Lüge von der sowjetischen Bedrohung in ständig neuen Versionen ausheckt, lanciert, in die Massenmedien einspeist und über sie verbreitet, hat ihn nicht zu interessieren.

Entscheidend ist lediglich: Um öffentliche Meinung für Washingtons imperiales, auf militärische Überlegenheit abzielendes Vorherrschaftsstreben zu machen, ist und bleibt diese große Lüge unverzichtbar. Wegen ihrer Verbreitung hat denn auch bislang keine einzig „hochrangige Quelle" und kein einziger Journalist in den USA jemals die Entlassungspapiere erhalten. Ganz im Unterschied zur „Washington Post"-Reporterin Janet Cooke, die das Lügen im kleinen und auf eigene Faust versuchte und darum scheiterte.

Fotomontage: V. Billeb/P. Matzke

Wasser-Tänzer

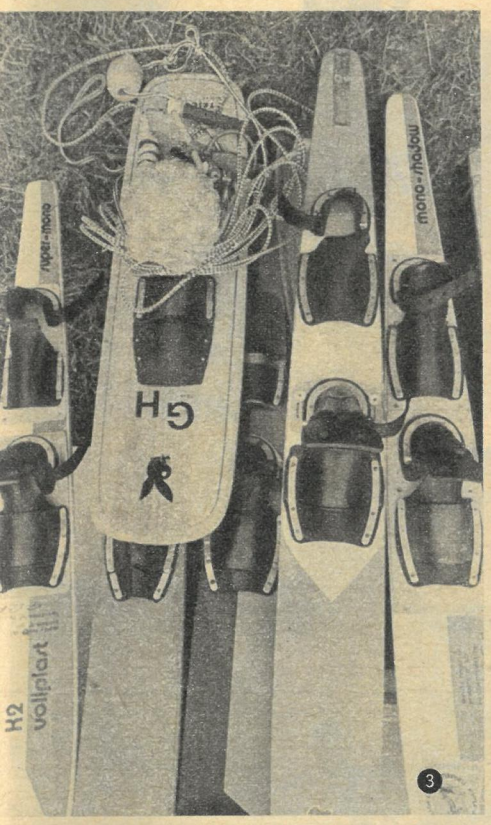
Die wichtigsten Attribute des Wasserskisports von heute sind artistisches Können, Kraft und (tänzerische) Schönheit. Es gibt Weltmeister und Weltrekordler, die auf Sprungschanzen, zwischen Slalomtoren aus Bojen und dem „Dreh' dich im Tanz" – dem Figurenlaufen – ihre Meisterschaft zeigen. Nichts mehr von einem Herrn Namjesnik aus Wien, der Ende der zwanziger Jahre „mit zwei kleinen Booten an den Füßen auf dem Wasser über eine Strecke von 567 Kilometern von Innsbruck nach Wien lief". Und auch nichts mehr von den waghalsigen Männern, die ein paar Jahre später „auf diese Weise sogar den Ärmelkanal überquerten..."

Für die Schaulustigen am Ufer des Kleinen Haussees bei Feldberg (über 10 000 Zuschauer, die meisten von ihnen Urlauber) war diese Sportdisziplin Neuland. Beim Freundschaftspokal – mit einer waschechten Weltmeisterin am Start – vernahmen sie staunend aus den Lautsprechern, daß die Wasserskispringer, wenn sie über den 1,65 bzw. 1,80 Meter hohen und mit Paraffin getränkten Schanzentisch gingen, auf 80 km/h Geschwindigkeit kamen und sodann 40 Meter und mehr durch die Luft flogen. Und daß in den Zugbooten dieser

Weitenjäger Tschaika-Motoren vibrieren, die es auf rund 200 PS bringen...

Als Hohe Schule des Wasserskisports wird die zweifellos schwierigste Disziplin dieses Metiers, das Figurenlaufen bezeichnet. Die Figuren bestehen aus Drehungen und Sprüngen. Die von der internationalen Föderation herausgegebene Liste enthält über 40 Grundfiguren, die mit einem oder auch zwei Skiern gemeistert werden können, wobei der größere Schwierigkeitsgrad mit einem Ski höher bewertet wird. Zur Absolvierung des Programms stehen den Aktiven zweimal 20 Sekunden zur Verfügung. Nach Beendigung des ersten Durchgangs wendet das Zugboot und durchfährt in entgegengesetzter Richtung noch einmal die Wettkampfstrecke. Stürzt ein „Wassertänzer" während des Vortrags, so werden ihm die bis dahin gezeigten Figuren angerechnet.

Die Sport-Enzyklopädiker verweisen darauf, daß der Wasserskilauf kein Sproß des winterlichen Skisports ist. Seine Geburtsurkunde liegt im Pazifik, in Äquator-Nähe. Dort haben die Eingeborenen Melanesiens – indem sie sich, „auf Brettern stehend, vom Brandungsstrom tragen ließen" – das Brandungsschwimmen erfunden.



3

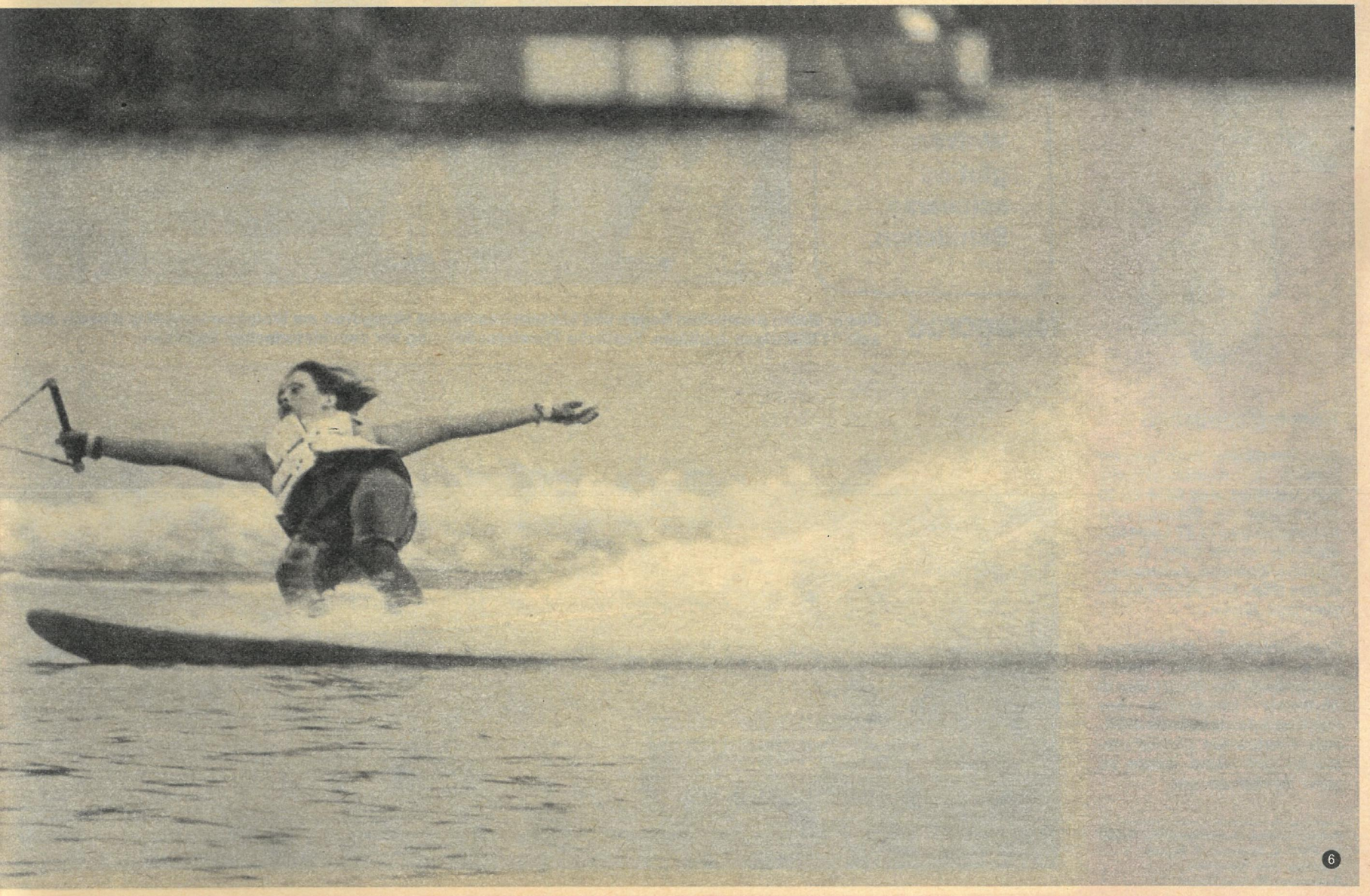
1 Vollendete Körperbeherrschung erfordert die Figurenlaufübung „Leine am Fuß", die auf einem „Standbein" bewältigt werden muß. 2 Start zum Figurenlauf-Programm: zwei Durchgänge à 20 Sekunden. 3 Wasserski-Stilleben: bei den kurzen, aber relativ breiten Skiern handelt es sich um einen sogenannten Trick-Ski für's Figurenprogramm. Die anderen Bretter, von denen jedes zwei Bindungen aufweist, gehören zur Slalom-„Fakultät". 4 Die Weltmeisterin und Weltrekordlerin im Figurenlauf, Natalja Panomajewa (links). 5 Mit imponierenden Leistungen bei ihrem ersten Auslandsstart: die Wasserskifahrer aus der KDVR. 6 Eine kritische Phase bei Slalom-Tempo 70 – sieht beinahe nach einem „Wasserfall" aus.

4

Ein Mißgeschick besonderer Art unterlief in Feldberg der sowjetischen Weltrekordlerin Natalja Panomajowa bei einem Vortrag, in dem es Höchstschwierigkeiten in Hülle und Fülle gab. Die 21jährige Weltmeisterin, die erst vor wenigen Wochen in Frankreich den Weltrekord mit sensationell anmutenden 7990 Punkten erobert hatte, schien auf den Kleinen Haussee auf weit über 8000 Punkte gekommen zu sein. Doch dann zeigten die Videogeräte an, daß sie für ihre Galavorstellung anstatt der zulässigen 40 Sekunden fünf Zehntelsekunden mehr benötigt hatte. Das hatte die Streichung einer Figur und die Reduzierung des Punktekontos auf 7900 Punkte zur Folge. So hart sind in diesem Sport die Bräuche.

Beim Slalom, der eine Länge von 259 Metern aufweist, sind grundsätzlich auf einem Ski sechs Bojen zu meistern. Dann wird gewendet, und das Ganze beginnt noch einmal von vorn. Die Höchstgeschwindigkeitsgrenze der Boote beträgt bei Männern 58, bei Frauen 55 km/h, wobei die im Zickzack übers Wasser gleitenden Athleten auf mehr als 70 Sachen kommen sowie mittels Seilverkürzung die Schwierigkeiten noch steigern...

Günter Graßmann (Text)
Peter Meißner (Fotos)



6

FREIE WELT

Jubiläen

Im Oktober feiern die Moldauische, die Kirgisische, die Turkmenische, die Tadshikische und die Usbekische SSR ihren 60. Geburtstag. Zu den Festlichkeiten hat Intourist besondere Programme und Exkursionen vorbereitet, die mit den wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Erfolgen der Sowjetmacht bekannt machen. Bei allen Reisen sind auch Rundtisch-Gespräche mit Fachleuten und Freundschaftstreffen vorgesehen.

Reise-Depeschen

Das Staatliche Komitee der UdSSR für Auslandstourismus beteiligt sich 1984 an 90 internationalen Messen und Ausstellungen in 37 Ländern, darunter in der DDR, in Rumänien, Spanien, Schweden, in den USA, in Kolumbien, Indien und Japan.

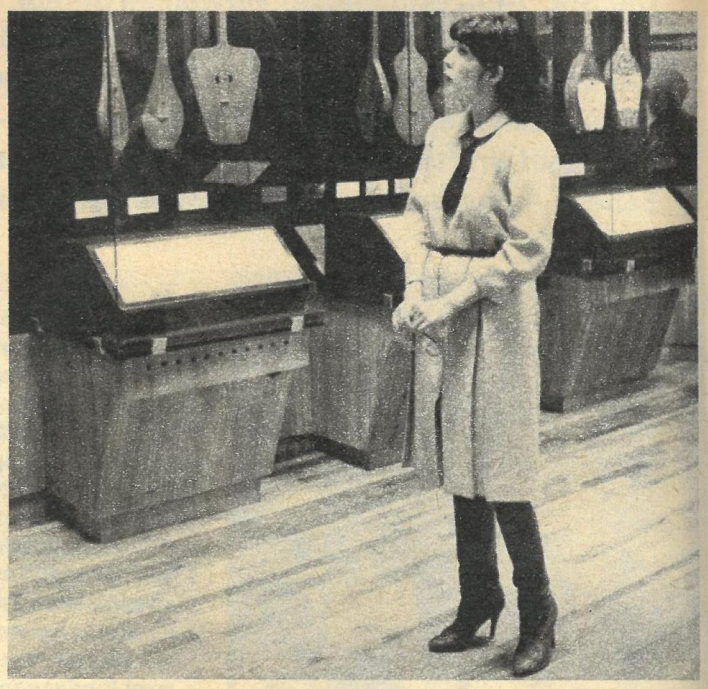
★

Turkmenische Nationalgerichte, landesübliche Weine und grünen Tee bietet das in dörflicher Umgebung vor den Toren Aschchabads eröffnete Restaurant „Achal". Intourist lädt seine Gäste zu einer Kostprobe ein.

Fotos: TASS/A. Owtschinnikow, TASS/W. Sinin, S. Steinach, F. Martin; Vignette: Hille Blumfeldt; Redaktion: Norbert Kaiser

Alter Klang aus jungem Holz

Historische Kenntnisse und viel Einfühlungsvermögen, handwerkliche Fähigkeiten und ein musikalisches Gehör, dazu eine große Portion Enthusiasmus – das alles waren Vorbedingungen für einen besonderen Kunstgenuß, dem man sich als Besucher Alma-Atas, der kasachischen Hauptstadt, hingeben kann. Denn hier hat man nicht nur die Möglichkeit, alte Volksinstrumente in den Sälen des extra dafür eingerichteten Museums zu bewundern (Foto rechts), sondern man kann sich in Konzerten ethnographischer Folkloreensembles vom Klang dieser Instrumente besänftigen oder anfeuern lassen – je nach Temperament und Laune. Und erlebt dabei nicht nur akustische, bisher ganz „unerhörte" Freuden, sondern lernt nebenbei Farbenpracht und Phantasiereichtum von historischen Trachten kennen – zum Beispiel bei einem Vortrag des Ensembles „Sasgen" (Foto unten). 50 Arten traditioneller Instrumente wurden bereits erforscht. Restauratoren bauen viele davon anhand erhalten gebliebener Beschreibungen und Zeichnungen nach, erwekken sie damit zu neuem Leben, darunter die Kylkobys und die zweiseitige Dombra, wie der Blick in eine Experimentier- und Produktionswerkstatt zeigt (Foto rechts außen).



Modisches

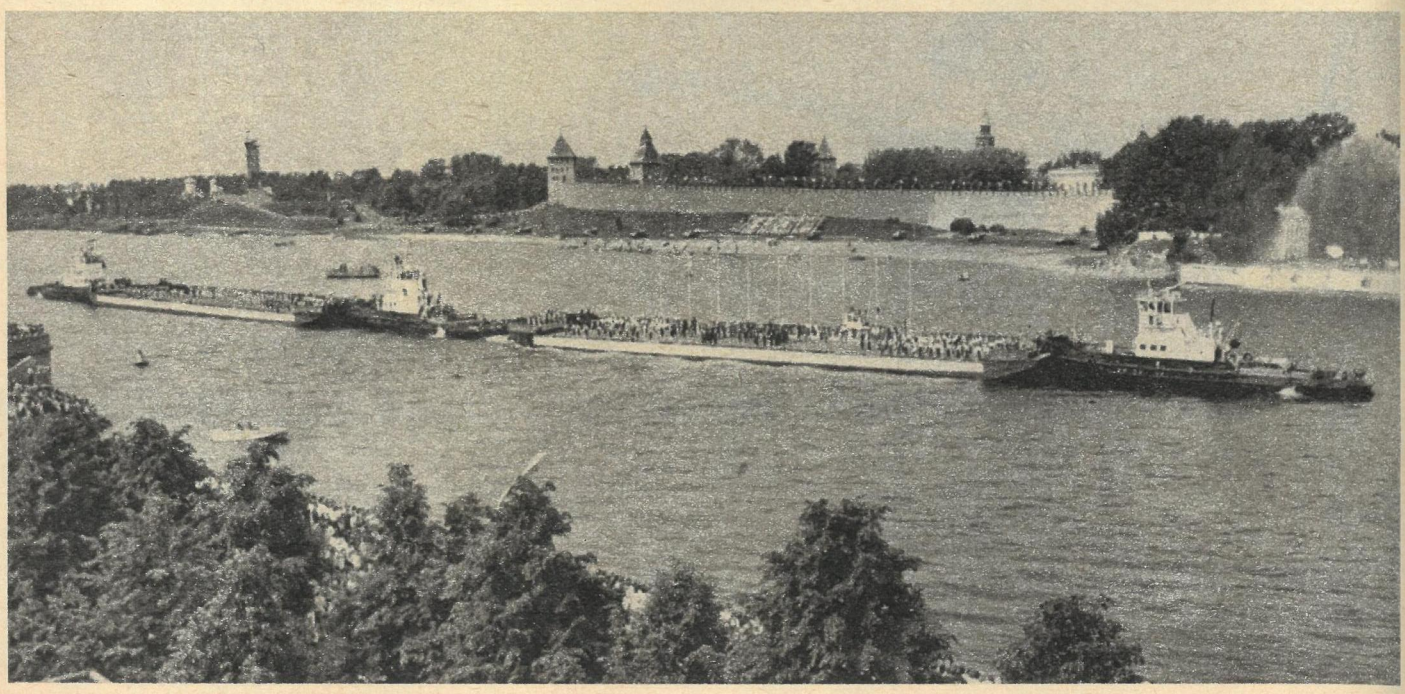
„Kleidung aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts" heißt eine ständige Ausstellung, die im Leningrader Menschikow-Palast eröffnet wurde. Die Exposition ergänzen Gegenstände der angewandten Kunst. Grundlage der Sammlung ist die Garderobe Peter I.

Aus Natalies Zaubersprüchen:

Auch unter den Wolken gibt es schwarze Schäfchen.

Nowgorod

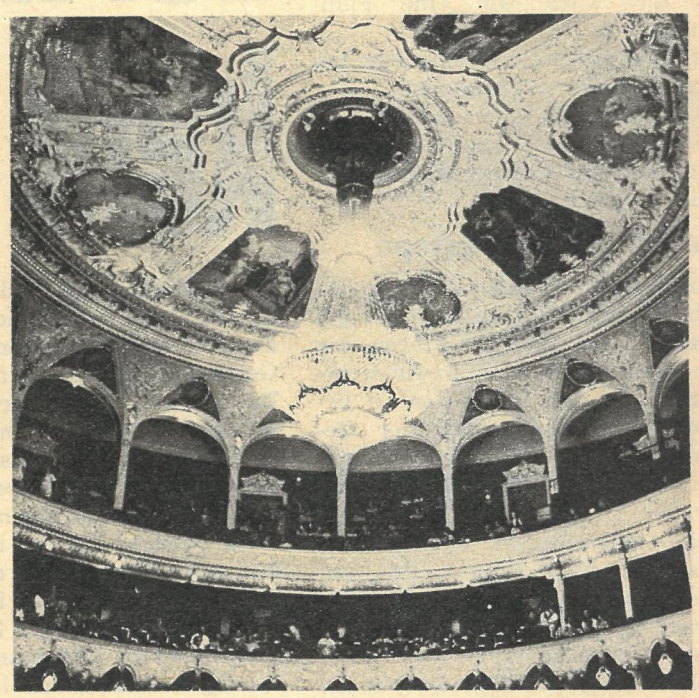
Das in vielen russischen Sagen und Liedern besungene Nowgorod am Wolchow begeht in diesem Jahr sein 1125jähriges Jubiläum. Festliche Theateraufführung vor dem historischen Stadtkern.



Rechte beim Reisen

Beförderung/Beherbergung/Bewirtung/Kauf im Einzelhandel/Dienstleistungen, Reparaturen/Versicherung u.v.a.
Von einem Autorenkollektiv unter Leitung Prof. Dr. jur. habil. Claus J. Kreutzer
208 Seiten, Preis 7,20 M

Der Ratgeber, der Klarheit schafft über typische Rechtsfragen und rechtlich richtiges Verhalten bei Reisen im Inland und in sozialistische Länder (Bulgarien, Polen, Rumänien, ČSSR, Sowjetunion, Ungarn).
Der DDR-Teil gibt u. a. Auskunft über Reisen mit dem Reisebüro, über Beherbergung und Bewirtung im Inland, über den Versicherungsschutz und darüber, was vor einer Auslandsreise zu beachten ist.
Die einzelnen Länder-Beiträge beantworten Fragen zu den Sachgebieten Umtausch von Zahlungsmitteln, Zollbestimmungen; Beförderung (PKW, Eisenbahn, Flugzeug); Restaurants; Übernachtung in Hotels, Fremdenzimmern, Zelten; Kauf im Einzelhandel; Dienstleistungen, Reparaturen; Versicherungs- und Rechtsschutz.
Dabei können jedoch nur Grundorientierungen in diesem Rahmen vermittelt werden. Eine weitergehende Information wird im Bedarfsfall durch die Angabe der Rechtsquellen erleichtert.
(Erscheint voraussichtlich im III. Quartel 1984)



Eines der schönsten Opernhäuser der Welt steht in Odessa, der Hafenstadt am Schwarzen Meer.

Schöne Tausendjährige

Schon im Altertum galt „Herr Großes Nowgorod", wie es von russischen Chronisten genannt wurde, als Rußlands Tor zur Welt. Bei Ausgrabungen gefundene ausländische Münzen und Erzeugnisse beweisen, daß die Kaufleute bis nach Byzanz, Skandinavien und Westeuropa reisten. Als Handel und Kunst ihre Blüte erreichten, wurde in der Mitte des 11. Jahrhunderts die Sophien-Kathedrale erbaut, ein Wahrzeichen des ehemaligen Feudalstaates Nowgorod und seiner gleichnamigen Metropole. Viele berühmte Kirchen zählt die Stadt, aber keine kommt dieser gleich. 900 Jahre lang blieb sie das höchste und größte Gebäude, sie hütete den Staatsschatz, hier wurden Fürsten gewählt und ausländische Gesandte empfangen ... Im zweiten Weltkrieg war die Stadt fast drei Jahre Frontgebiet, zurück blieb ein großer Trümmerhaufen. Nowgorod gehörte zu den 15 altrussischen Städten, für die von der Regierung ein besonderes Wiederaufbauprogramm erarbeitet wurde. Denkmäler der Baukunst im Kreml-Gelände, architektonische Sehenswürdigkeiten in der Stadt wurden restauriert, Bilder wiederentdeckt. Altes und Neues fügt sich in erstaunlicher Harmonie zusammen. Bis zum Festakt am 5. Oktober soll auch die Sophien-Kathedrale in alter Schönheit erstrahlen. Das Nowgoroder Land zog viele Künstler in seinen Bann. Rimski-Korsakow fand hier die Anregung für seine bekannte Märchenoper „Sadko". Der Komponist Sergej Rachmaninow, wenige Kilometer von dieser Stadt entfernt geboren, lauschte den Klängen der Nowgoroder Kirchen, die wir in seiner Musik wiederfinden. Auch Alexander Puschkin und Michail Lermontow, Maxim Gorki, Wissarion Belinski fühlten sich von der geschichtsträchtigen Stadt inspiriert. – Vielleicht lassen Sie sich bei einem Besuch Nowgorods ebenso bezaubern. Von den Meisterwerken der Baukunst des 11. bis 19. Jahrhunderts wie der Sophien-Kathedrale auf dem Kreml-Gelände ... Vom Februar bis November bietet das Reisebüro der DDR eine 11-Tage-Flug/Bahn-Städterundreise an: Leningrad–Nowgorod (3.–5. Tag)–Moskau–Susdal–Moskau. Der Preis liegt bei etwa 1100,– Mark.

Touristen-Anfrage

Ich möchte eine PKW-Reise in die ČSSR unternehmen. Gibt es dort besondere Bestimmungen für Kraftwagen mit Zweitaktmotoren?

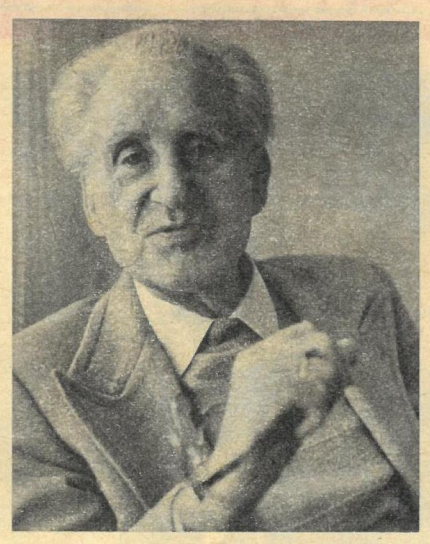
Helfried Kuntz, Jena

Nach Auskunft der Vertretung des tschechoslowakischen Reisebüros Čedok können Sie nach wie vor mit PKWs, die Zweitaktmotore haben, in die ČSSR einreisen. Mitzuführen ist dabei die Bescheinigung einer Fachwerkstatt über einen Abgastest. In Naturschutzgebieten generell nicht mit PKW oder Motorrädern fahren!

Karl-Heinz Gummich, Pressestelle des Reisebüros der DDR

Hält der Herbst, was der Sommer versprach?

Verhöre und kein Interesse



Schauspieler und Kundschafter, Interbrigadist und Teilnehmer am französischen Widerstandskampf gegen die deutschen Faschisten, Kulturfunktionär und Diplomat – das alles war Rudolf Engel (links). Schwer ist sein erster Auftrag – Eingang zu finden in rechtsbürgerliche und faschistische Kreise, um Informationen für die Kommunistische Partei Deutschlands zu sammeln. Im Jahre 1934 verhaftet, kann er entkommen und gelangt über die Tschechoslowakei und Frankreich in die Sowjetunion, kämpft in Spanien und Frankreich. Der ehemalige Botschaftsrat und Kulturattaché der DDR in Prag erinnert sich in seinem Buch „Feinde und Freunde", das im Militärverlag der DDR erscheint und FREIE WELT auszugsweise veröffentlicht, an diese Zeit.

Es war am 5. Januar 1934, als ich in Kruppamühle in Oberschlesien vom gemeinsamen Abendbrot im Kasino hinausgebeten wurde. Zwei Herren wollten mich sprechen. Ich ahnte sofort, was mich erwartete. In Gedanken oder im Halbschlaf hatte ich meine Verhaftung dutzendemal durchlebt.

Ich entschuldigte mich beim Direktor, neben dem ich saß, und begab mich ins Foyer. Dort standen zwei Männer in Zivil. Einer trat sofort hinter mich, der andere, eine Hand in der Manteltasche, fragte: „Sind Sie Herr Direktor Dr. Rudolf Engel?" „Der Name ist richtig, aber ich bin weder Direktor noch Doktor."

„Sie sind verhaftet. Wehren Sie sich nicht und machen Sie keinen Fluchtversuch, das Gebäude ist umstellt."

Gleichzeitig wurde ich von dem Mann hinter mir von oben bis unten abgetastet. Mir schien das alles so unwirklich wie eine Filmszene.

„Können Sie mir sagen, warum ich verhaftet werde?" fragte ich.

„Auf Order von Berlin, wegen Verdachts des Hoch- und Landesverrats. Wir sind von der Kriminalpolizei Oppeln."

Verhör bei der Gestapo

Am nächsten Morgen schon wurde ich mit dem Zug nach Berlin gebracht. Vom Bahnhof fuhren wir im Taxi in die Prinz-Albrecht-Straße, in das schon damals berüchtigte Hauptquartier der Gestapo. Es war ein Sonnabend, gegen 21 Uhr. Ich wurde in eine schmale, schwach beleuchtete Zelle eingeschlossen. Ich zog mich aus und legte mich auf die Pritsche. Zuerst störte mich die kleine Glühbirne, die über der Tür brannte. Dann schlief ich ein.

Von lautem Schließen wachte ich auf. Draußen war es noch dunkel. Der Aufseher, ein kleiner, bulliger Typ, begrüßte mich mit galligem Humor. „Biste der Mann aus Breslau?" wollte er wissen.

„Aus Oppeln", gab ich zurück.

„Is ja egal. Was nich aus Berlin is, zählt bei uns nich."

Er hatte die Tür schon verriegelt, da öffnete er sie plötzlich noch einmal.

„Warste schon beim Verhör?"

„Nein", sagte ich, „ich bin erst gestern abend gekommen."

„Zieh dir an und hilf mir beim Frühstückausgeben, in fünf Minuten biste fertig."

Damit knallte er die Riegel wieder vor.

Ich zog mir schnell Hemd und Jacke über. Ob er das im Ernst gemeint hat, dachte ich. Das wäre ja eine Chance zu sehen, wer noch hier einsitzt. Victor vielleicht oder Lore oder irgendein Genosse, mit dem ich zusammen gearbeitet hatte? Dann wäre ich doch auf eventuelle Gegenüberstellungen vorbereitet.

Die Tür wurde wieder geöffnet, der Aufseher winkte, und ich ging mit ihm bis hinter die Gittertür. Da standen ein Korb mit Schnitten und eine große Kanne.

„Nimm die Kanne", wies er mich an, „gieß bei jedem 'n Becher voll; aber nich quatschen. Hörste?"

Ich nickte und ergriff die Kanne.

Wir gingen zu den Zellen zurück.

„Die erste is leer", erklärte er und schloß die zweite auf. Genosse Ernst Thälmann stand im Türrahmen. Mir fiel fast die Kanne aus der Hand.

Der Aufseher legte zwei Scheiben Brot auf den Teller. „Willste noch eine?"

Ernst Thälmann nickte; ich füllte seinen Becher und mußte mich zusammennehmen, um nicht zu klekkern. Es war das erstemal, daß ich Genossen Thälmann so nahe sah.

Die nächste Zelle war angeblich wieder leer. Dann kam meine Zelle, danach ein mir Unbekannter, und dann stand Kurt Richter vor mir. An ihn hatte ich eigentlich nicht mehr gedacht. Es war doch schon fast sechs Monate her, daß er verhaftet worden war. Daß ich ihn hier wiedersah, konnte kein Zufall sein. Sollte etwa er? In den anderen Zellen lag niemand, den ich kannte. Mittags und abends half ich wieder, das Essen auszugeben. Es wurde kein Wort gewechselt; aber Genosse Richter zog einmal beide Schultern leicht hoch – was sollte das bedeuten?

Am Dienstagmorgen kam die Mitteilung: Um 9 Uhr zur Vernehmung! Ein SS-Mann holte mich ab. Er riß die Zellentür auf, befahl kurz und knallhart: „Raustreten! Bei Widerstand oder Fluchtversuch wird geschossen – vorwärts!"

Das Verhör verlief korrekt; ich wurde nicht geschlagen, nicht einmal angebrüllt. Aber nach vier Stunden war ich restlos erschöpft. Bei allen Fragen hatte ich den Eindruck, daß es keine konkreten Beweise gegen mich gab. Einen Verdacht vielleicht, aber keine Beweise. Der Vernehmer war in der letzten Stunde auch schon reichlich nervös. Meine Bekanntschaft mit Goebbels, dem Naziführer Gregor Strasser und anderen, die ich als Zeugen meiner Aussagen nannte, verunsicherten ihn sichtlich. Er kam immer wieder darauf zurück.

Endlich beendete er das Verhör. „Morgen geht es weiter, aber mit Volldampf", rief er mir nach, als ich aus dem Zimmer geführt wurde.

In der Nacht wachte ich einige Male auf. Ich träumte, ich wäre noch immer beim Verhör.

Mittwoch. Heute kam die „Vernehmung mit Volldampf", wußte ich. Die sanfte Tour war zu Ende – wie ging es weiter? Ich wartete den ganzen Tag und die ganze Nacht. Bei jedem Geräusch schreckte ich hoch. Auch der Donnerstag schlich langsam dahin. Nichts. Am Freitagmorgen erschienen in meiner Zelle zwei Männer in Zivil. „Ziehen Sie sich an, und packen Sie Ihre Sachen zusammen."

Überführung zur Feldpolizei

Sie blieben in der Zelle, bis ich fertig war und Hut und Mantel in Empfang genommen hatte. Dann führten sie mich aus dem Gebäude hinaus. Wir stiegen in ein Privatauto. Einer setzte sich hinten neben mich, der andere neben den Fahrer. Mit mir wechselten sie kein Wort.

Wir überquerten den Alex, bogen in die Kleine Alexanderstraße ein und hielten vor einer alten Kaserne. Vor dem Tor standen Posten in Uniform, neben dem Eingang hing ein Schild: „Deutsche Feldpolizei". Meine Begleiter legitimierten sich; wir gingen hinein. Durch eine Gittertür, die ein Posten von innen öffnete, kamen wir in einen langen Gang und durch eine Tür in ein büroähnliches Zimmer. Hinter einer Holzbarriere saß ein Uniformierter und packte Akten zusammen. Einer der Begleiter zeigte seinen Ausweis mit den Worten: „Die Gestapo hat kein Interesse mehr an dem Mann."

Der andere nickte, und die beiden verschwanden.

Kein Interesse mehr – was hieß das? Ich stand neben meinem Köfferchen und wartete. Nach einer halben Stunde kamen zwei Uniformierte, also sicher Feldpolizisten. Einer der beiden fragte mich: „Auf wen warten Sie denn?"

„Das weiß ich nicht."

„Wie kommen Sie überhaupt hierher?"

„Ich bin heute morgen von zwei Zivilisten verhaftet und hier abgegeben worden."

Mir fiel diese Version erst in dem Augenblick ein, als ich sie aussprach.

Sie fragten noch alles mögliche – wer die beiden waren, ob sie mir ihre Ausweise gezeigt hätten und so weiter. Dann suchten sie die Schreibtische ab, ob irgendwelche Akten oder Notizen dort lagen – nichts. Sie telefonierten im Hause herum, niemand wußte etwas. Sie fragten die Posten am Eingang, aber die hatten ihren Dienst erst angetreten. Einer verschwand für zehn Minuten, und als er zurückkam, besprach er sich halblaut mit seinem Kollegen. Sie müßten mich bis zur Klärung hierbehalten, teilten sie mir mit.

Es ging also wieder einmal Treppen hinunter, in einen Keller. Am Montagvormittag wurde ich dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Das war ein junger Mann von etwa 25 Jahren. Er bemühte sich, recht trocken und sachlich zu sein. Auf

In Sicherheit: Rudolf Engel 1934 im tschechischen Riesengebirge.

seinem Tisch lagen lediglich zwei Zettel, kein Aktenbündel. Nachdem er die Personalien aufgenommen hatte, sagte er: „Also, Sie wissen nicht, wer Sie am Freitag verhaftet und hierher gebracht hat."
„Nein", bestätigte ich, „ich kannte die Herren nicht. Aber ich bin nicht am Freitag verhaftet worden, sondern schon früher." Und dann erzählte ich ihm die ganze Geschichte meiner Verhaftung.
„Aber warum haben Sie das nicht gleich gesagt?"
„Weil mich die beiden Herren mit dem Bemerken, die Gestapo habe kein Interesse mehr an mir, hier abgegeben haben und der Posten, der in dem Zimmer saß, fünf Minuten später verschwunden ist. Wem hätte ich denn das alles erzählen sollen?"
Mir war klargeworden, daß es wohl keine zwingenden Beweise gegen mich gab. Deswegen hielt ich es für richtig, sozusagen mit offenen Karten zu spielen.
Der Untersuchungsrichter machte sich ein paar Notizen, dann versprach er, sich um schnelle Aufklärung zu bemühen.
Der nächste Tag verlief friedlich.
Als ich erneut vorgeführt wurde, ließ mich der Untersuchungsrichter wissen, daß er vorschlagen werde, mich für vier Monate nach Oranienburg ins „Erziehungslager" zu schicken.
Ich protestierte energisch. Man habe mich wegen Verdachts auf Hoch- und Landesverrat verhaftet. Entweder stimme das, dann solle man mich an die Wand stellen, oder es stimme nicht, dann solle man mich endlich gehen lassen.

Am nächsten Nachmittag teilte mir der Untersuchungsrichter mit, nach eingehender Beratung sei beschlossen worden, mich provisorisch unter folgenden Bedingungen aus der Haft zu entlassen: Paßentzug, ich dürfe Berlin nicht verlassen und müsse mich jeden Tag einmal bei ihm melden. „Wir geben Ihnen damit Gelegenheit, aktiv an Ihrer Verteidigung mitzuarbeiten und die gegen Sie erhobene Anklage zu entkräften. Aber unternehmen Sie keinen Fluchtversuch. Das käme Sie teuer zu stehen." Damit drückte er mir einen Passierschein in die Hand – und ich durfte gehen.

Schreck am Morgen

Am Sonntagmorgen wurde ich aus dem Bett geholt. Ein SA-Sturmführer und ein SA-Mann befahlen kurz und knapp: „Hopp, hopp! – fertigmachen!"
Ich Idiot saß friedlich in meinem Zimmer und ließ mich festnehmen, als ob ich nur darauf gewartet hätte. Warum hatte ich nicht irgendwo anders übernachtet? Meine Schuld, ganz allein meine Schuld! Jetzt war ich in den richtigen Händen. Die brauchten keine Schuldbeweise, die kamen ohne das aus.

Als ich angezogen war, fragte ich, ob ich irgend etwas mitnehmen sollte, Waschzeug, Wäsche zum Wechseln?
„Nicht nötig", war die Antwort. „Komm, los, wir haben es eilig!"

Kein Wort fiel, als wir die Treppe hinuntergingen. Auf der Straße wurde ich in ein Auto geschoben; am Steuer saß ein Zivilist.
„Alles klar?" fragte der Sturmführer. Der Chauffeur nickte und fuhr in scharfem Tempo los. Die Straßen waren kaum belebt. Wir bogen um einige Häuserblocks, kamen dann nach Charlottenburg, von da nach Zehlendorf und nach Steglitz. Es war ein Hin und Her, ich wurde nicht klug daraus. Als wir am Bayrischen Platz ankamen, schlug mir der Sturmführer auf die Schulter und meinte grinsend: „Ist alles glatt gegangen, Oskar."
Woher kannte er meinen illegalen Namen?
„Keiner ist hinter uns her. Wir fahren jetzt zur Motzstraße. Du gehst zur Nummer dreiundzwanzig. Im fünften Stock rechts klopfst du bei Alfons Schneider, dreimal kurz. Victor wartet dort auf dich."
Die drei drückten mir die Hand. Ich stand auf der Straße – vielleicht hundert Schritte von meiner Wohnung entfernt. Ich war glücklich. Die Partei lebte und arbeitete, ich hätte heulen können vor Freude.
Bei dem „SA-Sturmführer" handelte es sich um Genossen Wilhelm Thews. Es war das erste-, aber nicht das letztemal, daß ich mit ihm zusammentraf. Wir studierten 1934/35 gemeinsam in Moskau und trafen uns später in Spanien wieder.

Victor öffnete die Tür. Wir umarmten uns. Er war allein in der Atelierwohnung, hatte Kaffee gekocht; wir setzten uns in bequemen Sesseln zurecht.
Ich berichtete ihm über meine Verhaftung, die Überführung zur Gestapo am nächsten Tag, das Verhör…
Danach eröffnete mir Victor, die Parteileitung habe beschlossen, mich ins Ausland zu schicken, nach Paris. Genosse Kippenberger sei bereits unterrichtet und erwarte mich. Es würde zwei, drei Tage dauern, bis alles vorbereitet sei, Paß, Grenzübergang, Fahrkarte, Geld und so weiter.
„Meinst du, daß es wirklich notwendig ist?" fragte ich überrascht.
„Ja", erwiderte er, „außerdem ist es ein Beschluß der Leitung!"
So besprach ich mit Victor die Einzelheiten. Selbstverständlich durfte ich nicht direkt nach Frankreich reisen. Für mich war die bereits erprobte Route über Prag vorgesehen. Nunmehr hieß ich Erich Paul Gericke.

Nach Moskau über Prag und Paris

Zu meiner eigenen Verwunderung kam ich trotz des falschen Passes unbehelligt über die Grenzen. Gegen 20 Uhr fuhr der Zug in den Bahnhof von Saarbrücken ein. Es war natürlich dunkel, und da ich keine Ahnung hatte, wo ich die Nacht verbringen sollte, setzte ich mich in ein Taxi. Ich bat den Fahrer, mich in ein Hotel oder eine Pension zu bringen, wo ich ein billiges Zimmer für eine Nacht bekommen könnte. Er lachte. „Das wird nicht einfach sein. Saarbrücken ist voll von Fremden. Aber wir können es ja versuchen."
Doch so viel wir auch versuchten, es war nichts zu machen. Schließlich sagte ich ihm, er solle mich zum Büro der Kommunistischen Partei fahren, vielleicht sei da noch jemand anzutreffen.
„Sind Sie Genosse?" wollte er wissen. Als ich nickte, hielt er den Wagen an und gab mir die Hand. „Ich heiße Willi, Willi Trapp. Du kannst heute nacht bei mir schlafen; im Parteibüro ist jetzt niemand mehr."
Nach einigem Hin und Her erklärte ich mich einverstanden. Wo sollte ich auch hin in der Nacht? Willi fuhr den Wagen in eine Garage, und als wir über die Straße auf ein schmales Haus zugingen, erzählte er mir strahlend: „Seit gestern ist meine Frau wieder zu Hause. Wir haben unser erstes Kind bekommen!"
„Ich kann euch als Fremder jetzt nicht zur Last fallen", wandte ich ein, „deine Frau und das Baby brauchen doch Ruhe!"
„Rita ist auch Genossin. Sie freut sich bestimmt, wenn sie dir das Kleine zeigen kann."
Willis Frau war sehr freundlich und sehr stolz auf das Erstgeborene. Sie richtete mir in der Küche ein Feldbett her, und ich schlief wunderbar.
So begann eine Freundschaft, die sich nicht nur im Saargebiet bewährte. Wir haben uns 1936 in der Sowjetunion wiedergetroffen und 1938 in Spanien.
Am 20. Januar 1935 fuhr ich nach Paris. Mittags kam ich am Ostbahnhof an. Ich freute mich, die Stadt kennenzulernen, von deren Schönheit und Geschichte ich so viel gehört hatte.
Als ich in mein Hotel kam, war eine Nachricht für mich da: Herr Victor habe angerufen und wolle mich morgen um 10 Uhr abholen. Victor berichtete aus der Heimat. Der Terror gegen die Kommunistische Partei reiße nicht ab. Gefängnisse und Zuchthäuser seien mit Genossen und anderen Nazigegnern gefüllt, neue Konzentrationslager errichtet worden. Aber die Partei kämpfe weiter.
„Auf Beschluß der Leitung sollst du vorerst nach Moskau fahren und unseren führenden Genossen Unterlagen im Zusammenhang mit der Saarabstimmung überbringen. (Sie führte 1935 zum Anschluß des Saargebiets an das faschistische Deutschland – d. Red.) In etwa einer Woche wird es soweit sein."
Victor gab mir Geld für die notwendigen Einkäufe und für den Aufenthalt in Paris, nahm noch ein Paßfoto von mir mit und versprach, sich in drei, vier Tagen wieder zu melden. Bis dahin wollte er sich um Visa und Fahrscheine kümmern.
Ich sollte auf der nördlichen Route um Deutschland fahren. Das hieß: mit der Bahn bis Dünkirchen, von dort mit dem Schiff nach Esbjerg in Dänemark, bis Kopenhagen erneut mit der Eisenbahn. Über den Sund mit der Fähre nach Malmö, mit der Bahn weiter nach Stockholm, anschließend mit dem Schiff nach Turku in Finnland, danach mit dem Zug über Helsinki zur Grenze der Sowjetunion und über Leningrad nach Moskau.
Victor legte mir alle notwendigen Fahrscheine einzeln auf den Tisch, dazu einen Schweizer Paß. Die Billets waren bis Helsinki erster Klasse gebucht, von dort aus bis Moskau zweiter Klasse.
Victor erklärte diese Großzügigkeit als Vorsichtsmaßnahme. „In der ersten Klasse sind die Zollkontrollen für Durchreisende gewöhnlich nicht sehr gründlich. Nur in Finnland sind sie auch für Transitreisende in die Sowjetunion scharf. Warum, kannst du dir denken. Finnland ist Grenzland und spielt den Gendarmen für die übrigen Länder. Gib dein Gepäck nicht aus der Hand. Du bist Ingenieur und fährst für deine Firma in die Sowjetunion."

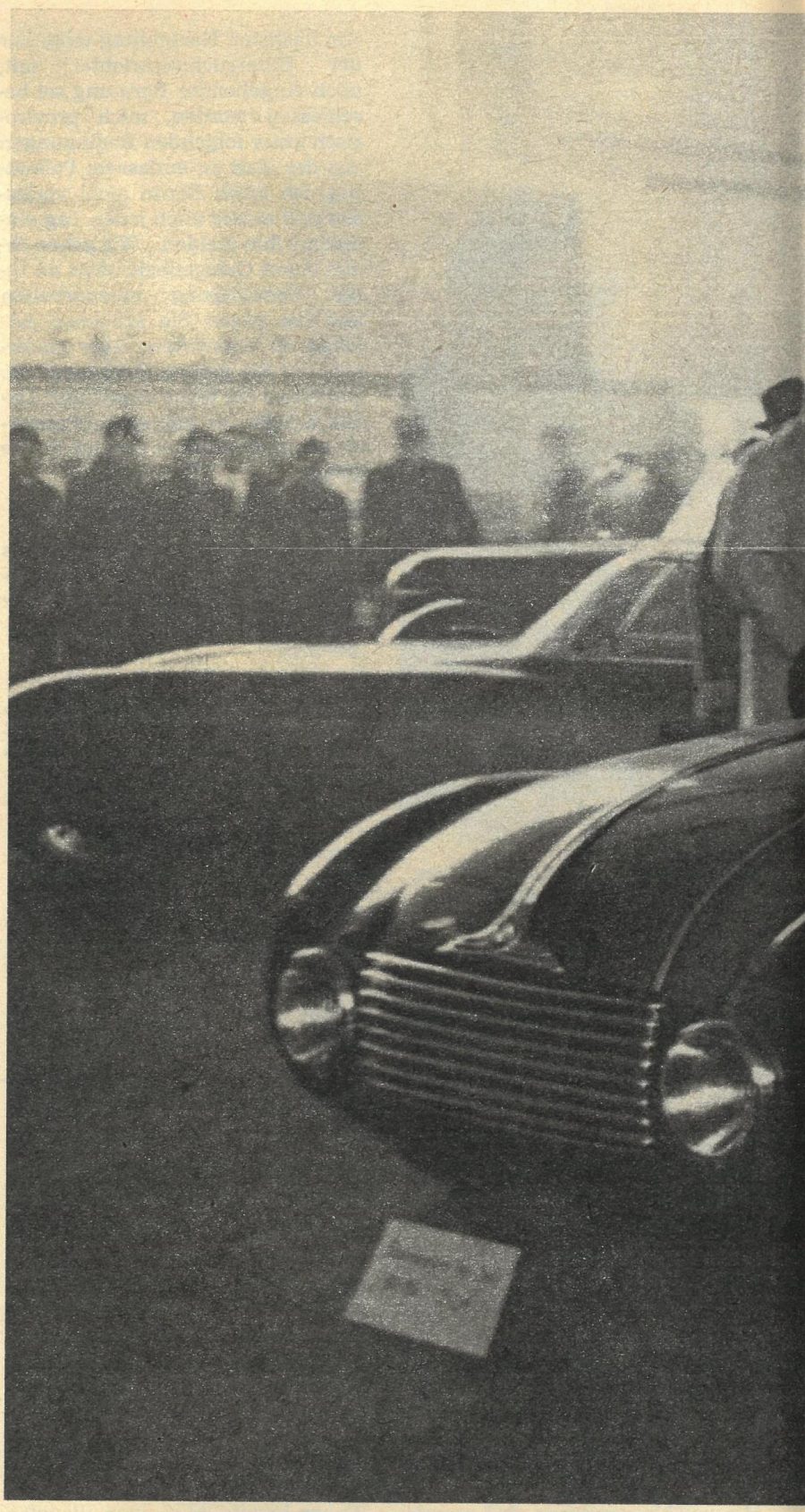
Im nächsten Heft:

Ein falscher Schweizer

Foto: Militärverlag der DDR

IM RÜCK-SPIEGEL

Bilder, Namen, Fakten, Erinnerungen aus dem Jahr, in dem die DDR gegründet wurde (8. Folge)



Wieder eine Reise wert

Im Oktober 1949 gefielen sich westdeutsche Zeitungen in hämischen Kommentaren über die Lebenserwartung der eben gegründeten DDR, und auch die Regierung des Herrn Adenauer beteiligte sich gelegentlich an dem beliebten Ratespiel. Die Prophezeiungen über die mutmaßliche Lebensdauer schwankten zwischen drei Monaten und einem Jahr. Andere beurteilten die Lage offenbar schon damals anders.

Zur Leipziger Frühjahrsmesse des Jahres 1949 kamen Geschäftsleute aus Belgien, Bulgarien, Dänemark, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Indien, dem Iran, aus Italien, Norwegen, Österreich, Polen, Schweden, der Schweiz, der ČSR, aus Ungarn und aus den USA, insgesamt 2300 aus 33 Staaten. Sie entdeckten in Leipzig einige Neuigkeiten, beispielsweise eine Kreuzspulmaschine aus Siegmar-Schönau, einen neuen Horch-Lastwagen aus Zwickau, ein Träger-Frequenz-Gerät, das acht Telefongespräche auf einer Leitung ermöglichte, einen Zeiss-Refraktor, einen 22-PS-Schlepper aus Nordhausen, eine Contax-Spiegelreflex-Kamera, eine Schreibmaschine mit arabischer Tastatur aus Erfurt und einen 80-PS-Sportwagen aus Eisenach (unser Bild). Leipzig war wieder eine Reise wert, und die ausländischen Besucher müssen sich ihre eigenen Gedanken gemacht haben, denn sie kamen wieder. Auf der Herbstmesse 1949, also wenige Wochen vor der Gründung der DDR, kaufte, ein Beispiel nur von vielen, eine Gruppe von Warenhäusern aus den USA für über eine halbe Million Dollar Fotoapparate, Porzellan, Handschuhe und Musikinstrumente aus der Ostzone. Offensichtlich rechneten die Käufer nicht mit einem kurz bevorstehenden Zusammenbruch der volkseigenen Industrie.

Unter den 225 000 registrierten Einkäufern auf der Frühjahrsmesse fanden sich immerhin auch 17 500 westdeutsche und unter 6755 Ausstellern 579 westdeutsche Firmen, die ihre Messemuster illegal – „schwarz", wie man damals zu sagen pflegte – über die Grenze schmuggeln mußten, weil die westlichen Besatzungsmächte jeglichen Handel mit der Ostzone kategorisch verboten hatten. Trotzdem liefen auch zwischen den Messen westdeutsche Unternehmen der Deutschen Wirtschaftskommission die Türen ein: Hanomag wollte Traktoren verkaufen, Kraus-Maffei Lokomotiven, die MAN-Werke Werkzeugmaschinen, die Aufzählung ließe sich fortführen. Adenauer aber, Vorsitzender der westdeutschen CDU und alsbald Bundeskanzler, wandte sich im Sommer 49 entschieden gegen eine Wiederaufnahme des Warenverkehrs, weil dadurch „der Aufbau der Ostzone gefördert" werde, was ihm nicht wünschenswert erschien. Unterdessen war die Sowjetunion zum wichtigsten Handelspartner der Ostzone geworden. Sie lieferte neben Lebensmitteln Baumwolle, Roheisen, Walzstahl, Steinkohle, Koks, Erze und Buntmetalle, alles Dinge, die der Westen der Ostzone verweigerte. Aber dessen feindselige Politik der allmählichen Erdrosselung war keineswegs der einzige, ja, nicht einmal der entscheidende Grund für die „Ostorientierung" unseres Handels, über die in späteren Jahren in Bonn so unermüdlich lamentiert wurde. Schließlich hatte sich die krisenfeste Wirtschaft der Sowjetunion schon in den zwanziger Jahren, zwischen Rapallo und dem Machtantritt Hitlers, als zuverlässiger Partner bewährt. Die Idee, sich diesen riesigen Markt zu öffnen und sich diese Partnerschaft zu sichern, mußte also nicht im „Kreml" ausgeheckt werden. Die DDR wußte schon am Tag ihrer Gründung, auf wen sie rechnen und auf wen sie sich jederzeit verlassen konnte.

Jürgen Jessel

Foto: Albert Kolbe

FUNDSACHEN

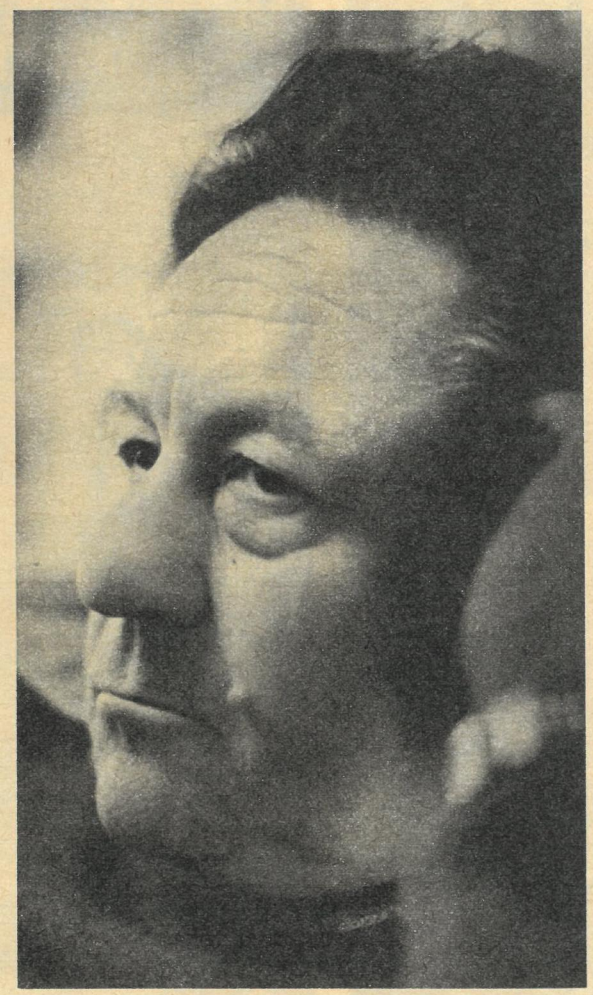
Wirtschaftsbündnis – In Moskau gründeten die UdSSR, Polen, Ungarn, die ČSR, Rumänien und Bulgarien im Januar 1949 einen „Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe", der dem Erfahrungsaustausch, wechselseitiger technischer Hilfe und der Förderung des Warenverkehrs dienen soll. Dringende aktuelle Aufgabe des RGW ist es, dem Handelsboykott der USA und anderer westlicher Länder gegen Osteuropa zu begegnen.

Keine Muster ohne Wert – Auf Anweisung der Deutschen Wirtschaftskommission darf die Industrie der Ostzone auf der Leipziger Messe nur Waren ausstellen, die lieferbar sind bzw. sofort produziert werden können. Dies teilte der Leiter der Hauptverwaltung Interzonen- und Außenhandel der DWK, Josef Orlopp, auf der Frühjahrsmesse mit.

Briketts für Käse – Dänemark und die Ostzone schlossen im Februar 1949 einen Vertrag über einen Warenaustausch im Wert von 18 Millionen Kronen. Dänemark liefert u. a. Käse, Eier, Saatkartoffeln und Zuchttiere, die Ostzone Braunkohlenbriketts, Chemikalien und optische Geräte.

Verdoppelter Umsatz – Einen Warenumsatz in Höhe von 152 Millionen Dollar – fast doppelt so viel wie 1948 – sichert das nach der Frühjahrsmesse unterzeichnete Handelsabkommen zwischen Polen und der Ostzone für 1949. Polen war das erste Land, das bereits 1946 einen Handelsvertrag mit der sowjetischen Besatzungszone schloß.

PETRE GHEORGHIU
OLETA ANDREI VALERIA OGĂȘANU
RGIL OGĂȘANU MIHAI MEREUȚĂ
STANTIN FLORESCU MIRCEA BAȘTA
EORGHE OPRINA MARCEL IURES
AN DAMIAN AUREL CIORĂNU
MI SCHNAUCHER ION COCIERU
EUGEN BARBU
ABYRINTUL
KINCSES ELEMÉR
MIHAI MĂDESCU
KINCSES ELEMÉR



Manches muß erst trocknen

FW-Besuch bei dem rumänischen Schriftsteller Eugen Barbu

„Sie werden von mir nicht hören wollen, was für ein Schriftsteller ich bin. Aber ich bin ein guter Leser. Ich lese sehr viel." Eugen Barbu hat uns in seiner Bukarester Wohnung empfangen. Vor hohen, dicht gefüllten Bücherregalen in einen Sessel gelehnt, antwortet er knapp auf unsere Fragen.

„Ich lese und schreibe viel", ergänzt er. Wirklich gehört der Sechzigjährige mit sechs veröffentlichten Romanen, einer Reihe von Erzählungen, mit zwanzig Drehbüchern für Spiel- und Fernsehfilme, vier Theaterstücken, mit Reportagen, einem Lyrikband, mit publizistischen Arbeiten, literarischen Bearbeitungen von Übersetzungen englischer, französischer und deutscher Literatur ins Rumänische (darunter Thomas Manns „Doktor Faustus") und den ersten Bänden einer auf vierzehn Bücher geplanten rumänischen Literaturgeschichte zu den besonders produktiven Schriftstellern. Sein neuestes Stück „Labyrinth" hatte vor wenigen Monaten erfolgreiche Premiere am hauptstädtischen Bulandra-Theater. Zwei fertige Romane liegen in der Schublade. „Die gebe ich aber noch nicht her, die müssen erst ‚trocknen'." Eigentlich arbeite er lange an einem Roman. Für die „Teufelsgrube" habe er zehn Jahre gebraucht, von einigen Passagen gibt es bis zu dreizehn Versionen. „Doch das eigentliche Schreiben geht schnell. Die Sätze fließen direkt vom Kopf in die Finger. Ich schreibe sofort in die Maschine, und da macht mir keine Sekretärin so leicht etwas vor."

Millionenauflagen haben Barbus Bücher zu Hause erreicht, im Ausland gehört er zu den meistgelesenen rumänischen Autoren der Gegenwart. In der DDR erschienen Erzählungen und die Romane „Teufelsgrube", „Nordchaussee", „Der Fürst". „Die Woche der Narren" ist im Verlag Volk und Welt in Vorbereitung, eine im Venedig und im Bukarest des 19. Jahrhunderts spielende Geschichte um politische Macht nach der Glanzzeit Napoleon Bonapartes. „Und eine sehr schöne Liebesgeschichte", sagt die Frau des Schriftstellers, die uns einen Erfrischungskaffee reicht. Marga Barbu ist eine in Rumänien sehr beliebte Schauspielerin, engagiert am renommierten Nottara-Theater und bekannt durch viele Filmrollen, nicht zuletzt solche, die aus der Feder ihres Mannes stammen.

Elf Sprachen fallen Barbu auf Anhieb ein, in die seine Werke übersetzt wurden, die höchsten Auflagen erreichten sie in der Sowjetunion, wo die „Teufelsgrube" nicht nur auf russisch, sondern auch auf armenisch erschien. „Trotzdem denke ich zuerst an den rumänischen Leser."

Wie erklärt er selbst seine Popularität? „Zunächst einmal: Ich mag handfeste Geschichten und gebe mir Mühe, welche zu erfinden. Da weiß ich mich eins mit sehr vielen Lesern, und deshalb gestalte ich gern Momente aus dramatischen Perioden älterer oder jüngerer Historie. Und dann die Historie selbst. Die ist es sicherlich, die den ausländischen Leser besonders fesseln kann: Welch bewegte Geschichte hat das rumänische Volk hinter sich, Fremdherrschaft, Schlachten mit den türkischen Eroberern, Bauernaufstände, die schwer errungene Unabhängigkeit, die sozialistische Umgestaltung ..."

Im „Fürsten" geht es um türkische Fremdherrschaft im 18. Jahrhundert, in „Teufelsgrube" um die Leute einer Bukarester Vorstadt zwischen den Weltkriegen, in „Nordchaussee" und „Incognito" um den illegalen Kampf von Kommunisten gegen deutschen und rumänischen Faschismus, in „Erschaffung der Welt" um die Verstaatlichung einer Druckerei, als Rumänien noch ganz am Anfang seines sozialistischen Weges stand. „Und doch", sagt Eugen Barbu, „sehe ich mich nicht nur als Autor historischer Romane. Ich habe auch Probleme der Gegenwart behandelt, zum Beispiel im noch unveröffentlichten Buch, dessen Titel man etwa mit ‚Eine Welt zu gewinnen' übersetzen könnte. Ich schreibe da über junge Leute in unseren Tagen und ihr Verhältnis zu Eltern und Großeltern, die andere Zeiten erlebt, als Kommunisten und Antifaschisten Kämpfe anderer Art zu bestehen hatten. Und vergessen Sie auch nicht, daß manches in meinen Büchern, das heute Geschichte ist, für mich einmal Gegenwart war." Die „Teufelsgrube" (1957), die ihn international bekannt machte, hat er als Kind erlebt: die Bukarester Müllhalde, die sich zur Vorstadt ausweitete, indem sie alles um sich versammelte, was anderswo nicht Fuß fassen konnte. Bauern in elendesten Verhältnissen, die das Land nicht mehr ernährte, und die doch nicht in die Stadt gehörten, gestrandete Existenzen, Abenteurer, Lumpenproletarier, geschäftstüchtige Leute mit Ellenbogenkraft, gefährliche Banditen. Der Tischlersohn Eugen Barbu wurde 1924 dort geboren, war als Kind Beobachter der von ihm später packend geschilderten Episoden und Schicksale. Vieles hat ihm die Großmutter erzählt, die als die alte Aglaia eine zentrale Figur des Romans ist. Und Eugen Barbu kann sich in der Sprache der Mahala, der Vorstadt, ausdrükken. Das hat ihm manchmal den Vorwurf des Naturalismus eingebracht.

„Wir Kinder", erinnert er sich, „kannten auch die Banditen. Uns schenkten sie manchmal Süßigkeiten, die Vorstadt hielten sie mit ihrer Gefährlichkeit und Skrupellosigkeit in Atem. Ihr Leben macht einen wesentlichen Teil meines Buches aus. Eines Tages tauchte vor meiner Tür der wirkliche ehemalige Chef der Banditen, ein alter Mann unterdessen, auf und drohte: ‚Ich hoffe, du hast nichts Schlechtes über meine Mutter geschrieben. Das würde dir nicht gut bekommen.' Nun, er hatte das Buch nicht gelesen."

Der Sohn des Tischlers Barbu aus der Mahala besuchte später das Gymnasium, kurzzeitig eine Offiziersschule, studierte Jura, nach der Befreiung Philosophie und Literatur, war Fußballspieler und -trainer, Setzer und Korrektor in einer Druckerei, wurde Schriftsteller, Mitarbeiter und Chefredakteur kulturpolitischer Blätter. Als Leiter der literarischen Zeitschrift „Der Abendstern" hat er jahrelang risikofreudig junge Talente gefördert. Ein Leben, in dem sich viel Stoff zum literarischen Gestalten ansammelte.

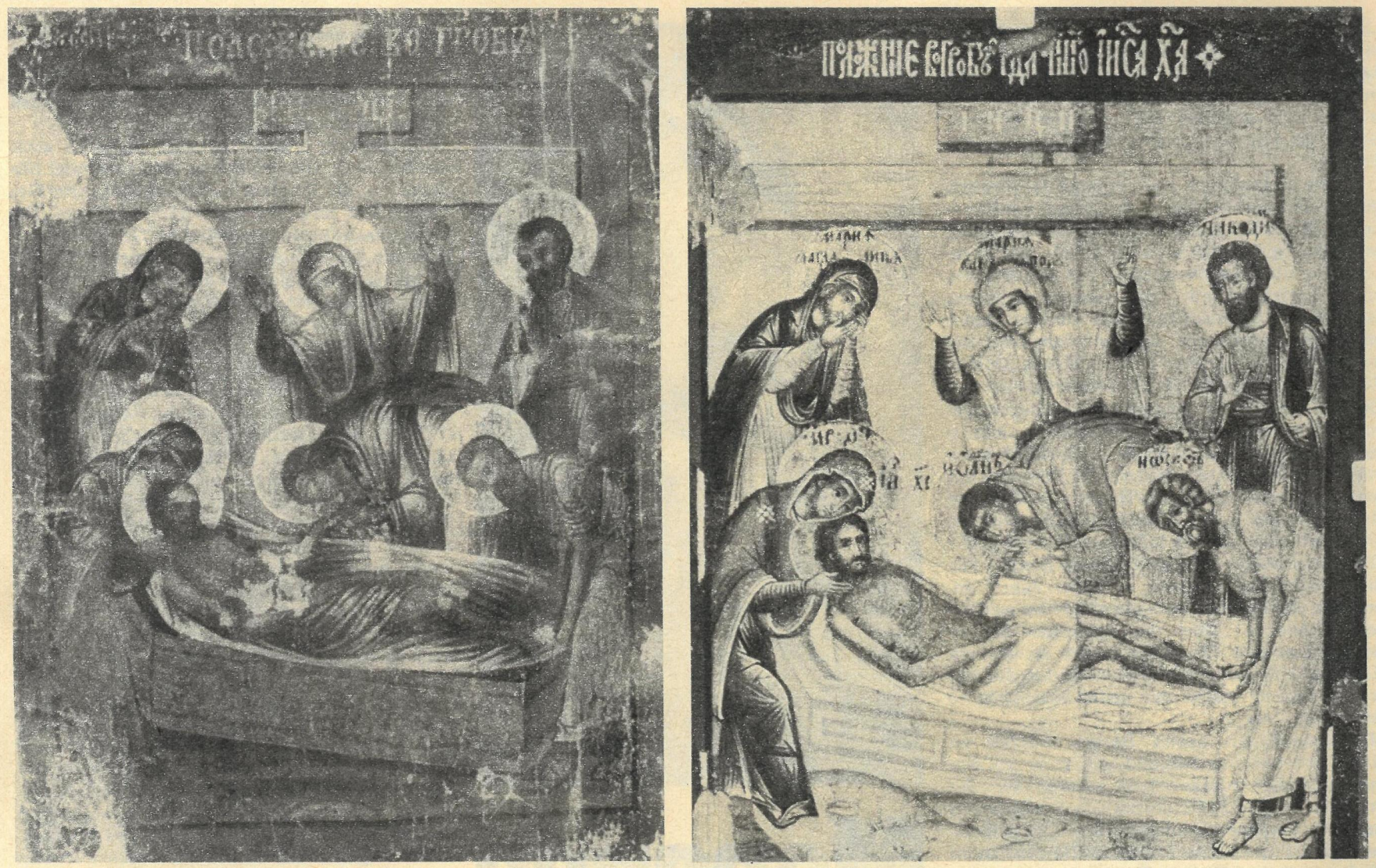
Doch nicht alles entspringt eigenem Erleben. Und da kommen wir auf den Leser Barbu zurück: „Ich arbeite viel mit dokumentarischem Material, Originalquellen, Zeitungen, alten Chroniken, Erinnerungen von zeitgenössischen Beobachtern. So war ich an den Kämpfen des zweiten Weltkrieges nicht beteiligt, nicht, als Rumänien mit dem faschistischen Deutschland verbündet war, und noch nicht, als Kommunisten und Antifaschisten um den Sturz des faschistischen Regimes und das Ausscheiden aus dem Krieg an der Seite Deutschlands rangen. Aber das Thema hat mich immer wieder bewegt. Was ich darüber geschrieben habe, ist eine Verquikkung von Dichtung und Dokumentarischem."

Den zwischen 1975 und 1980 erschienenen mehrbändigen Roman „Incognito" nennt er eine Collage aus fiktiver Handlung und erdachten Figuren, aus bekannten Personen, die in die Geschichte eingingen, und aus zeitgenössischen Dokumenten. Zum Beispiel aus Memoiren, wie denen von Malraux und Ehrenburg. „Manche sagen, ich hätte die Weltliteratur abgeschrieben. Ich habe sie genutzt, zitiert und das auch angeführt, wie es sich gehört." Eugen Barbu hat Lust am Ungewöhnlichen, und es reizt ihn, bei Lesern und Kritikern Widerspruch zu provozieren.

„Nordchaussee" ist ein Buch über die Jahre 1943 und 1944, über die Vorbereitung des Volksaufstandes gegen die Diktatur des faschistischen Marschalls Antonescu, über namenlose aufrechte Menschen, die bei Barbu einen Namen bekommen. Ort der Handlung ist wiederum die Bukarester Vorstadt, diesmal allerdings lassen sich die Helden nicht wie in „Teufelsgrube" von den Ereignissen und Verhältnissen bestimmen, sondern bestimmen und verändern sie in einem entscheidenden Moment der Geschichte selbst.

Hört der Schriftsteller Eugen Barbu auch die Meinung seiner Leser? „Ich treffe sie bei Foren in Universitäten, in der Armee, in Schulen. Man weiß allerdings überall von meiner Vorliebe für den Fußball. Mit vierzig Jahren habe ich mir noch einen Arm gebrochen. Jetzt spiele ich nicht mehr selbst, bin aber oft mit unseren Fußballern unterwegs und kommentiere Sportereignisse für die ‚Bukarester Informationen'. Da muß ich bei Treffen die Leser immer zuerst einmal auffordern: Nichts über Fußball! Fragt mich was anderes." Eugen Barbus Werke bieten genug Stoff zur Diskussion.

Constanze Treuber (Text)
Lothar Willmann (Fotos)



Durch Ablösung der Schicht aus dem 18. Jahrhundert (rechts) kam die ursprüngliche, hundert Jahre ältere Malerei der Ikone (links) zum Vorschein: die Grablegung Christi. Das jüngere Bild wurde auf einem neuen Grund sicher befestigt.

Die Christusdarstellung des Meisters Johann Predtetscha, eine Ikone aus dem 17. Jahrhundert (Ausschnitt links), war im 18. Jahrhundert mit dem gleichen Motiv übermalt worden (rechts). Jeder der gemalten „Zwillinge" führt fortan sein eigenes Leben.

Alte Ikonen waren von jeher eifersüchtig gehütete Schätze russischer Klöster und Kirchen, heute vor allem der Museen. Ehrfurchtsvolle Anbetung und Pflege konnten sie jedoch nicht Jahrhunderte hindurch vor schädlichen Einwirkungen verschiedenster Art bewahren. Staub, Ruß brennender Kerzen, Feuchtigkeit, Temperaturschwankungen, Abbauerscheinungen der Farbpigmente und Bindemittel hinterließen Spuren. Und gerade die Ehrfurcht, die man in verflossenen Zeiten den Meisterwerken entgegenbrachte, gibt den Restauratoren von heute besonders harte Nüsse zu knacken. Sie ging immer mit dem Wunsch einher, alten Ikonen neuen Glanz zu geben. Dr. Darski, stellvertretender Direktor des sowjetischen Allunionsinstituts für Restaurierung, erzählt uns davon: „Künstler jener fernen Zeiten übermalten die Ikonen mit frischen Farben. Alte Öl- und Firnisschichten entfernten sie nicht. Solche Aufmerksamkeit ließ man vielen Stücken alle fünfzig bis hundert Jahre angedeihen. Es gibt Ikonen, die in mehreren Schichten immer die ursprüngliche Version des Bildes wiederholen. Andere wurden mit neuer Grundierung versehen und mit einem anderen Sujet bemalt."

Lange Zeit konnten den Restaurator unseres Jahrhunderts allein seine Erfahrung und Intuition vermuten lassen, daß es sich bei den seiner Obhut übergebenen Ikonen um spätere Übermalungen alter Werke handelt. Nur Probeabtragungen und Pigmentvergleiche konnten Gewißheit geben. Wollte man den ursprünglichen Zustand wiederherstellen, wurden die oberen Schichten zerstört. „Die Ent-

Moskauer Restauratoren machen aus einer Ikone zwei

Ehrfurcht vor den Meistern

scheidung darüber", so Dr. Darski, „mußte sich jeder Restaurator schwer machen. Wer konnte wirklich sicher sein, daß die alte Fassung künstlerisch wertvoller als die neue war?"

Heute werden Meisterschaft und Feingefühl des Restaurators von modernsten Erkenntnissen der Chemie, Physik, Biologie begleitet. Jede Ikone, die restauriert werden soll, wird vorher bis ins tiefste Innere untersucht. Man bestimmt ihren Zustand und die ihm entsprechende Konservierungs- und Restaurierungsmethodik. Das sowjetische Institut ging aber noch einen Schritt weiter. Mitarbeiter der Abteilung für Tafelmalerei haben in den vergangenen zehn Jahren eine neue Methode entwickelt, einzelne Malereischichten voneinander zu trennen. Dr. Darski beschreibt sie uns: „Mit speziell zusammengestellten Lösungsmitteln macht man die abzunehmende Schicht geschmeidig, dann bedeckt man sie vorübergehend mit einem Schutzfilm. Die Ikone wird in eine vertikale Lage gebracht, und mit mikroskopisch feinen Skalpellbewegungen trennt der Restaurator die obere Malerei von der darunterliegenden. Meine Beschreibung ist natürlich sehr vereinfacht. In Wirklichkeit ist das Ganze eine Kombination feinster Operationen, Ergebnis vieler Experimente, um die geeignetsten Materialien, ihre Dosierung und die zweckmäßigste Folge der einzelnen Verfahren zu ermitteln. Dr. Olga Leljekowa, Leiterin der Arbeitsgruppe, und Antonina Iwanowa, Leiterin des chemischen Labors, sind erfahrene und erfindungsreiche Wissenschaftlerinnen. Sie haben diese Methode entwickelt. Die Schichtentrennung konnten sie damit nicht vereinfachen. Nach wie vor ist sie sehr kompliziert und verlangt höchste Meisterschaft. Doch ist sie sehr viel zuverlässiger geworden." Und ein alter Traum der Restauratoren hat sich erfüllt: Jede abgenommene Schicht der Malerei bleibt vollständig erhalten. Früher konnten bestenfalls Fragmente gerettet werden. Das „Abziehbild" wird auf eine neue Unterlage montiert. Als selbständiges Kunstwerk kann es neben der ursprünglichen Fassung bewundert werden.

Ausgiebig haben das in diesem Sommer die Moskauer getan. Eine große Ausstellung im Zentralen Haus der bildenden Künstler war dem fünfundzwanzigsten Jahrestag der Gründung des Instituts und seiner in schöpferischer Stille geleisteten Arbeit gewidmet.

Elisabeth Klutschewskaja

Die einzelnen Schichten von Bildern jedes Formats werden im Moskauer Allunionsinstitut für Restaurierung unversehrt voneinander getrennt.

Fotos: Dr. Darski, Volkmar Billeb

Oldra war so ein netter und lieber Junge, aber er hatte einen Fehler: er sah alles tierisch ernst an. Er schritt ins Leben, als wollte er einer reichen Tante kondolieren und ihr raten, was sie mit dem geerbten Vermögen anfangen solle. Und doch war er schon in einem Alter, da einmal richtig verliebt sein einem jungen Mann das gleiche Bedürfnis ist wie einem struppigen Hund das Bad und die Schur.

Wir standen einmal vor dem Café Passage, und aus der anonymen Menge tauchte plötzlich Fanny auf. Sie fuhr mit vollen Segeln ins Kino, aber als sie mich erblickte, riß sie das Steuer herum und warf zwei Schritte vor uns die Anker.

„Wohin, Fanny, zur Henny Porten?"

Sie wußte, daß die Porten mir nicht gefiel.

„Ich hab hier ein Rendezvous mit einer Freundin, wir wollen vielleicht ins Varieté. Und wie geht's dir, Schufterle?"

„Danke Fanny, danke. Ins Café möchtest du nicht vielleicht?"

„Ins Passage? Da muß mich aber einer nach Hause bringen."

„Gut, Fanny. Gestatte, daß ich dir einen Freund vorstelle – Herr Doktor Kalousek. Fräulein Fanny, Tänzerin!"

Der „Doktor", den ich Oldras Familiennamen anheftete, wirkte auf Fanny sehr günstig. Oldra war ein bißchen unruhig, er beschaute sich in allen Spiegeln, ob die Krawatte richtig saß und wie die Hosen fielen, und erst als er nichts zu bemängeln fand, widmete er sich Fanny. Der Kellner servierte ihr Kakao und bot ihr Gugelhupf an.

„Danke, mein Freund", sagte sie huldvoll, „ich mag die gebackene Luft nicht. Bringen Sie mir Mandelkekse mit Marmelade."

Sie nahm sich zwei Stück und schob das Tablett zurück. Ich war verblüfft: Seit eh und je nahm sich Fanny fünf Mandelkekse mit Marmelade! Wer hatte in letzter Zeit einen solchen Einfluß auf sie?

Fanny fing meinen Blick und Gedanken auf und antwortete mit einem verächtlichen Verziehen der Unterlippe; worauf sie sich mit freundlichem Lächeln Oldra zuwandte. Kalousek wurde es ein Weilchen heiß. Zum ersten Mal unterhielt er sich mit einer jungen Dame, die nicht zur Gesellschaft gehörte. Er war sehr förmlich und sehr höflich, und Fanny schlug erstaunlicherweise einen herzlichen, aber gesellschaftlich tadelfreien Ton an, der mich überraschte. Sie lachte nicht ausgelassen, schrie nicht, sagte auch zu mir nicht mehr „Schufterle" und benahm sich überhaupt ungewöhnlich manierlich. Ich gönnte ihnen beiden völlige Freiheit, vertiefte mich in die Zeitung, und nur dann und wann hörte ich, wie Fanny ihre Liebe zum Theater und die Sehnsucht nach einer Schauspielerkarriere beichtete, in der „eine Frau ihre wahre Kunst offenbaren könne".

Dann mußte Oldra für kurze Zeit den Tisch verlassen, und Fanny wandte sich sogleich mir zu:

„Hör mal, dein Freund ist ein schrecklich hübscher Junge!"

Ich wußte, daß „schrecklich" bei Fanny ein hoher Grad von Anerkennung war, und deshalb entgegnete ich:

„Gefällt er dir? Er ist ein netter Kerl – nur etwas zu förmlich."

„Das ist ja gerade das Schöne, daß er nicht so ein Stiesel ist wie du. Und ist er ein richtiger Doktor?"

„Na ja, viel fehlt nicht mehr dazu. Übrigens, wenn du willst, kann ich euch unauffällig verlassen."

„Was fällt dir ein? Da sieht man, was für ein niedriger Mensch du bist. Du denkst doch nicht vielleicht, ich beiße bei ihm an? Kommt nicht in Frage!"

Fanny machte ein Schnäuzchen und war höchst beleidigt, bis Oldra wiederkam. Vor dem Café verabschiedete ich mich herzlich. Aus Oldras Augen strahlte das Bewußtsein ungewöhnlicher Wichtigkeit, und Fanny maß mich unter gesenkten Lidern.

Drei Tage darauf kam Oldra zu mir in die Wohnung. Er hatte eine neue Krawatte um und über den Lackschuhen Gamaschen. Er redete hin und her, bis ich es ihm endlich aus der Nase zog: „Und was ist mit Fanny, Oldra? Wie seid ihr nach Hause gekommen?"

„Ach so. Ich bitte dich, was ist das für ein Mädchen? Hattet ihr ein Verhältnis? Verzeih, daß ich so direkt frage, aber unter Freunden..."

„Aber natürlich, Oldra, brauchst dich nicht zu entschuldigen. Ich hab sie einmal im Hippodrom aufgegabelt. Aber jetzt hab ich sie fast ein Jahr nicht gesehen."

„Du hast sie mir als Tänzerin vorgestellt..."

„Ja, sie hat dann im Schwarzen Kater getanzt."

„Hm... also du erhebst jetzt keine Ansprüche mehr auf sie?"

„Ich? Gott bewahre!"

„Das freut mich, das freut mich sehr. Ich hab ihr gestern einen neuen Hut gekauft und hatte Bedenken, was du dazu sagen wirst. Nur ungern würde ich wegen einer Geliebten einen Freund verlieren. Das wäre nicht fair..."

„Kommt auf die Umstände an. Aber nebenbei – mich überrascht deine Tatkraft. Nicht jeder ist bei ihr bis zum Hut gelangt. Viele endeten bei der Bluse, und noch mehr schafften es nur bis zum Hüfthalter. Das ist eben der Haken: Fanny hat eine Menge Schuhe, aber nur wenig Hüte..."

Oldra war peinlich berührt durch meine Bemerkung.

„Ich hege für das Mädchen ein viel höheres, edleres, ja geradezu moralisches Interesse. Und wenn ich zufällig die finanzielle Möglichkeit habe, dieses Mädchen zu retten, dann ist das doch bei meinen Lebensanschauungen geradezu meine Pflicht, das ist doch wohl ebenfalls klar! Fanny sehnt sich danach, ans Theater zu gehen. Ich habe mit Frau Berger gesprochen, die eine dramatische Schule unterhält. Sie hat doch Talent?"

„Fanny? Oh, die hat viele Talente, Oldra, du wirst noch staunen!"

„Na also. Ich werde ihr zu ihrem Ideal verhelfen... Hm, ich mache das, wie ich bereits sagte, ganz uneigennützig... hm... aber dennoch möchte ich dich fragen, ob Fanny... ob sie genügend Beständigkeit hat? Du verstehst, was ich damit meine. Ich investiere hier ein gewisses Kapital, und es würde mich sehr unliebsam berühren, wenn Fanny vielleicht, betört durch so einen Fanfaron, nach zwei Monaten alles hinschmeißt."

„Was das betrifft, hängt alles von dir ab."

Was hätte es ihm genützt, zu wissen, daß Fanny mit Koloman zwei Monate gegangen ist, mit dem Architekten Siroký acht Wochen, mit meinem Freund Horák acht Tage, mit dem Ingenieur Roubiček sechs Monate, mit dem Kapellmeister Heller vier Tage, mit dem Herrn Bartoš von der Anglo-Bank zwei Monate und mit dem alten Herrn Winterthal die ganze Zeit über nebenbei, ganz zu schweigen von meiner eigenen Episode mit ihr.

Alles hatte sich ganz schön angesponnen. Und warum meinem Freund Oldra seine erste Affäre im Leben zerschlagen, wenn sie ihm eine Lehre bringt und er die paar Hunderter viel dümmer verschwenden könnte? Ich wünschte ihm also zu seinem weisen Tun alles Gute, sagte etwas von seinem großen Herzen und edlen Sinn für Pflicht, und Oldra schüttelte mir die Hand und ging mit dem Bewußtsein eines Menschen, dem es auferlegt ward, ernste Lebensprobleme zu lösen, und der seine Aufgabe voll begriffen hat.

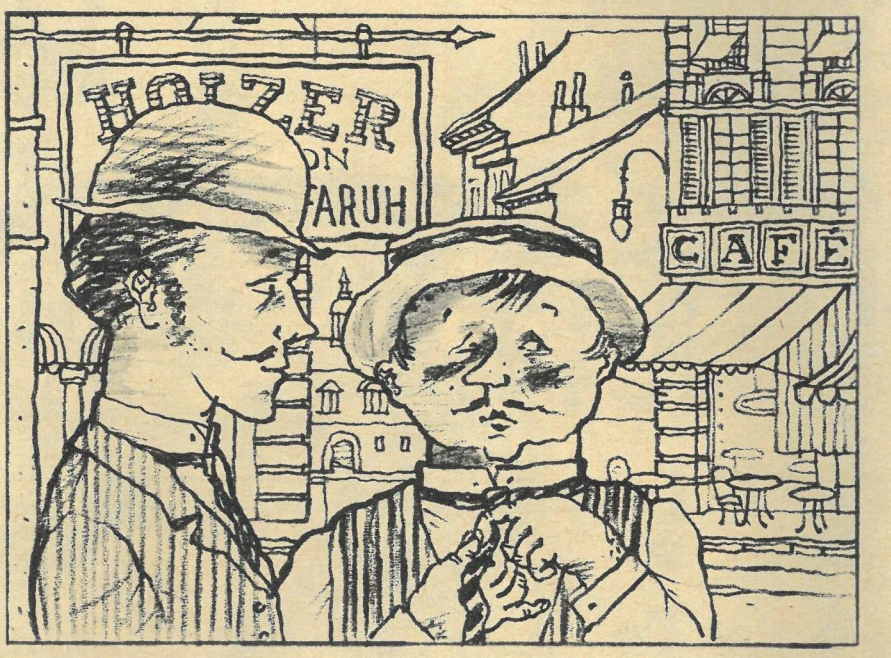
Drei Tage später stürzte Fanny in mein Zimmer.

„Nur auf einen Sprung!" rief sie schon in der Tür. „Ach, mein Lieber, du ahnst ja nicht, was mir das für eine Mühe macht, dem guten Oldra ein bißchen Fasson beizubringen. Sein Zylinder war drei Jahre alt, du weißt, so ein barocker, und nähen ließ er beim Schneider seines Vaters! Und geschlafen hat er, ich bitte dich, in Unterhose und Nachthemd! Da hat ja keiner eine Ahnung, was so ein Tierchen für Arbeit macht. Ich spüre meine Füße nicht mehr. Heute morgen haben wir Möbel bestellt, Gardinen, Teppiche und noch ein paar Kinkerlitzchen..."

„Möbel, Gardinen?"

„Na klar, ich richte mir eine Wohnung ein. Ich kann doch nicht bei dem alten Trampel auf der Pawlatsche bleiben, wenn ich für die Erziehung eines so süßen Bengels zu sorgen habe! Jetzt wirst du sehen,

Der Autor von „Fanny", Eduard Bass (1888–1946), ist auch der Verfasser der Titelgeschichte einer Sammlung tschechischer Humoresken „Ein Prager Sherlock Holmes", erschienen im Verlag der Nation. Er war zenn Jahre Handelsvertreter der väterlichen Bürstenbinderei und wirkte schon früh als Liedtexter, Rezitator, Sänger und Conférencier an Prager Kabaretts mit. Später arbeitete er hauptsächlich journalistisch, als Redakteur des satirischen Blattes „Sibenicky" und dann als Chefredakteur der bürgerlich-demokratischen Zeitung „Lidove noviny". Bestens mit dem Prager Milieu vertraut, glossierte Bass vorwiegend den zeitgenössischen Kulturbetrieb und den Sportfanatismus.



Eduard Bass

Fanny

Illustration: Harald Larisch

was ich aus ihm mache. Uns fehlt noch die Staatsprüfung, wir werden tüchtig studieren, und bis zum Frühjahr könnten wir den Doktor schaffen…“

„Fanny, um Himmels willen, du willst Doktor werden?“

„Blödian! Na sei nicht bös, das war noch auf die alte Art, weißt du noch damals im Hippodrom, wie ich vier Kognaks getrunken hab, und du hattest gerade man Geld für einen Kaffee? Aber das ist alles vorbei… Und du, alter Stiesel, du sagst nicht einmal, daß ich jetzt hübsch bin!“

Wirklich, der alte Oldra hatte sich nicht lumpen lassen.

„Und jetzt, Fanny, sei gescheit, wenn du so einen Kavalier hast, und bleib ihm treu!

„Was fällt dir ein! Ich und untreu! Für mich existieren keine Männer mehr. Wo doch Oldra ein so schrecklich netter Junge ist! Wie ernst und solide der ist! Man könnte platzen vor Lachen! Und jetzt gib mir ein Bussi, du alter Bär, und noch eins – und noch eins. So – und jetzt werde ich ihm wieder treu sein.“

Fanny, grüß Oldra! Er soll sich mal wieder bei mir sehen lassen!“

„Das könnte dir so passen, du Wüstling, damit du ihn verdirbst!“

In den folgenden drei Monaten wurde ich der unfreiwillige Vertraute der beiden. Fanny eilte zu mir, um mein Zimmer mit Klagen über ihre Sorgen bei der Erziehung eines solchen Dummrians auszufüllen, und brüstete sich mit seinen Liebenswürdigkeiten. Oldra schneite auch dann und wann herein, trug seine Ansichten über die Frauen im allgemeinen und Fanny im besonderen vor und belehrte mich, wie es möglich sei, aus einem leichtsinnigen Mädchen die ideale Dame zu schaffen. Eines Tages wurde Oldra gemustert, und bald darauf mußte er zum Stammregiment in Ungarn einrücken.

Am Vorabend seiner Abreise kam er zu mir. Er sprach recht elegisch von dem unterbrochenen Glück und der verlassenen Geliebten.

„Gut, Oldra“, übernahm ich schließlich das Wort. „Es ist sehr nett und auch begreiflich, daß du sie nicht vergessen willst. So eine Erinnerung ist besser als das zauberhafteste Amulett. Aber was mich vor allem freut, ist der Umstand, daß du endlich die Fruchtlosigkeit des ganzen Verhältnisses eingesehen hast und ihm rechtzeitig ein Ende machst. Fanny ist ein sehr liebes Mädchen, aber für dich ist sie doch wohl ein bißchen zu leichtsinnig. Bei dem Ernst deiner Lebensanschauungen…“

„Was redest du da, du Unglücksmensch? Wann habe ich gesagt, daß ich Schluß machen will? Wie kannst du behaupten, daß Fanny auch heute noch leichtsinnig ist? Gerade angesichts der Ernsthaftigkeit meiner Lebensanschauungen ist es nur natürlich, daß ich nicht nur so von ihr weggehen kann.“

„Oldra, überleg doch…“

„Nein, mein Junge, ich bitte dich, schweig! Von dieser Sache verstehst du rein gar nichts.

„Aber Oldra…“

„Du irrst dich. Ich weiß, was du sagen willst. Aus den Augen, aus dem Sinn. Aber davor fürchten sich nur einfache, simple Menschen, wie du es bist. Männern meines Schlages kann das nicht widerfahren.

Ich habe meine Methode. Kamerad, die weibliche Psyche muß man verstehen! Weißt du, die Hauptsache ist, daß man ihr nicht aus dem Sinn kommt, daß man die Frau fortwährend zu beschäftigen versteht. Seelisch und geistig natürlich. Nur um eines bitte ich dich: Besuch sie von Zeit zu Zeit oder lad sie ein. Es wäre doch furchtbar, wenn so ein lebenssprühendes Mädchen in ihren vier Wänden verkümmern müßte. Versprichst du mir das?“

Ich wollte ein gewisses Mißtrauen dem Gedanken gegenüber ausdrükken, daß Fanny ohne Gesellschaft verkümmern könnte, aber schließlich: Freund ist Freund, und wozu sollte ich ihm den letzten Abend verderben.

„Verlaß dich auf mich“, sagte ich also gerührt, und Oldra schüttelte mir die Hand.

„Finanziell ist alles geregelt. Kleidung hat sie vorläufig genug, und die Bank habe ich angewiesen, ihr von meinem Guthaben direkt auszuzahlen, was sie zu einem bescheidenen, aber bequemen Leben braucht.“

„Und deine Methode?“

„Ich werde sie in meinen Briefen unablässig beschäftigen. Ich werde ihr ständig Aufgaben stellen, die ihren intellektuellen Ehrgeiz anstacheln und sie zugleich völlig in Anspruch nehmen. Ja, mein alter Knabe, ich werde ihr die Wunder des Studiums enthüllen und bei ihr das entwickeln, wonach ich mich lange sehne: Geistesverwandtschaft, Seelenverschmelzung.“

Er war freudig erregt und ging ganz und gar in einer Woge von Stolz, Vertrauen und Selbstbewußtsein davon.

Fanny weinte gewiß heftig, als Oldra tags darauf abreiste. Zwei Tage verließ sie nicht das Haus, höchstens zu einem kurzen Spaziergang, am dritten Tag stellte sie sich bei mir ein.

„Mein Alter, du weißt ja gar nicht, wie traurig mich mein Zimmer stimmt. Wo ich auch hinblicke, alles erinnert mich an Oldra.“

„Sei ganz beruhigt, Fanny. Vielleicht bekommst du morgen einen Brief. Und wenn er sich länger in der Garnison aufhält, dann fahren wir zu ihm.“

Sie freute sich, klatschte in die Hände und spann sogleich aus, wie schön das wäre.

„Und wenn er fällt, was meinst du, ob ich dann Trauer trage? Mir steht Schwarz ungemein! Ich würde schrecklich distinguiert aussehen.“

Nach einer Woche kam sie wieder, einen ganzen Packen Bücher unterm Arm.

„Oldra hat geschrieben! Einen schrecklich schönen Brief! So einen… weißt du, nur für uns zwei. Für ihn und für mich. Du glaubst mir nicht? Bitte, dann lies ihn! Der arme, liebe Junge, sogar an die Lektüre für mich hat er gedacht. Und er hat genau das Richtige getroffen: Maupassant. Das solltest du auch lesen, und nicht nur immer Gedichte und solches Zeugs, was keiner versteht.“

Nach vierzehn Tagen kam Musset, dann Hugo, dann Balzac und später Zola. Fanny lag tagelang auf dem Sofa, rauchte Zigaretten und las und las und las. Alle zwei, drei Tage schrieb sie Oldra einen Brief über all das, was sie gelesen hatte, und Oldra antwortete darauf. Die Methode entwickelte sich. Ich wartete, bis es endlich platzen würde.

Nach sechs Wochen kam Fanny wieder einmal zu mir, diesmal verdrossen.

„Was ist passiert, Fanny?“

„Was sagst du dazu?“

Sie warf mir „De profundis“ von Oscar Wilde an den Kopf.

„Ist das eine Lektüre für ein junges Mädchen wie mich? Was denkt sich Oldra dabei? Ich soll ihm den Inhalt nacherzählen. Ich hab doch nicht acht Jahre auf'm Gymnasium gehockt wie er. Soll er's doch lesen, wenn er den Inhalt wissen will.

„Nun, Fanny, du mußt doch bedenken, was er alles für dich getan hat, daß er dich bilden will…“

„Was hat er für mich getan? Red mir nicht davon! Ich hab etwas für ihn getan und nicht er für mich! Mein ganzes Leben hab ich aufgegeben, von den Freundinnen hab ich mich getrennt, nur um aus ihm was zu machen. Und was heißt bilden? Ich hab jetzt mehr Bildung, als ich überhaupt brauche. Ich bin, wie ich bin, und wenn ihm das nicht gefällt, dann genügt ein Wort, und ich gehe! Soll man vielleicht noch von Fanny reden, daß sie wegen dem Geld…“

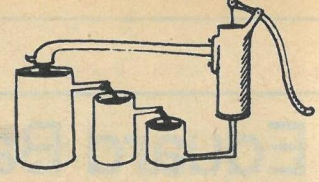
„Nicht doch, Fanny, so hab ich es nicht gemeint. Aber überlege nur, wie angenehm es trotz allem ist, so eine sichere Apanage zu haben, die dich eigentlich unabhängig macht.“

„Da hast du auch wieder recht. Und weißt du, wenn du was schreiben möchtest, damit ich dich sehr gern habe, dann schreib mir auf ein Blatt Papier den Inhalt dieser Scheußlichkeit auf. Kannst doch deiner Fanny nichts abschlagen!“

Manchmal kommt ein Augenblick über den Menschen, da brennen ein paar schwarze Augen so leicht ein Loch in eine Freundschaft, wie eine Zigarette in den Mantel. Ich setzte mich hin und schrieb. Es war eine kleine Stilübung, denn ich kramte alle meine Kenntnisse über Fannys Seele hervor und brachte

Fortsetzung Seite 41

Es trinkt sich niemand weise.

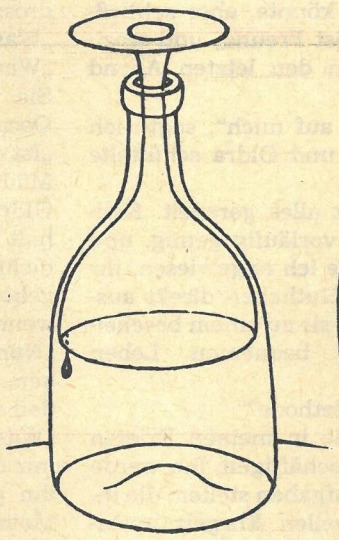


Einen eingebildeten Menschen erkennt man an seinem glasigen Blick, wenn man nicht von ihm spricht.

Damen à la carte

Ich sitze da und überlege.
Heute habe ich Geburtstag und möchte den Abend gern mit einem netten Menschen verbringen. Ich bin kein Freund lärmender Gesellschaften. Ich möchte, daß wir zu zweit sind. An einem versteckten kleinen Tisch in einem Restaurant am Rande der Stadt.
Ob ich Elena einlade? Als Idee an sich nicht schlecht, aber… Sie wird mir Parfüm für vier Lewa schenken, aber trinken wird sie für dreißig. Später wird sie mich dann über die Tanzfläche schieben und mir beteuern, wie sehr sie mich liebt. Sie wird mich möglicherweise sogar fragen, warum wir eigentlich nicht schon längst verheiratet sind. Meinen schönsten Tag wird sie mir damit verderben!
Vielleicht ist es wirklich besser, wenn ich Ani einlade. Sie ist schön, es ist angenehm, mit ihr gesehen zu werden. Aber sie wird einen Wodka trinken und mir dann erklären, daß sie sich, wenn ich sie nicht umgehend beim Film unterbringe, das Leben nehmen wird. Schon seit zwei Monaten hat sie sich nicht das Leben genommen! Als wenn die Filmgesellschaft meinem Großvater gehörte und ich die Rollen zu vergeben hätte! Nein, Ani geht auch nicht!
Dann lade ich eben Violina ein. Sie ist sowohl schön als auch bescheiden. Trinken tut sie überhaupt nicht. Aber… Schon am nächsten Tag wird das ganze Land zur Kenntnis nehmen, daß wir zusammen aus gewesen sind, soundsoviele Stunden, in dem und dem Restaurant, was wir gegessen und getrunken haben. Von ihrem Munde verbreitet sich in Windeseile alles, als sei es von Radio Sofia gemeldet worden. Sie wird mich blamieren. Nein, Violina kommt auch nicht in Frage!
Also? Also werde ich warten, bis meine Frau von der Kur zurückkommt. Und dann werden wir meinen Geburtstag feiern. Das ist sicher nicht sehr originell, aber allen anderen Varianten vorzuziehen. Wenn wir ins Restaurant gehen, wird sich meine Frau nie vollaufen lassen und mir sagen, daß sie mich liebt. Oder von mir verlangen, daß ich sie beim Film unterbringe…
Es könnte sogar sein, daß sie zum Schluß die Rechnung bezahlt. Das allein wird den Abend nicht nur erträglich, sondern sogar amüsant für mich machen!

Aus dem Bulgarischen von Penka Hildebrand



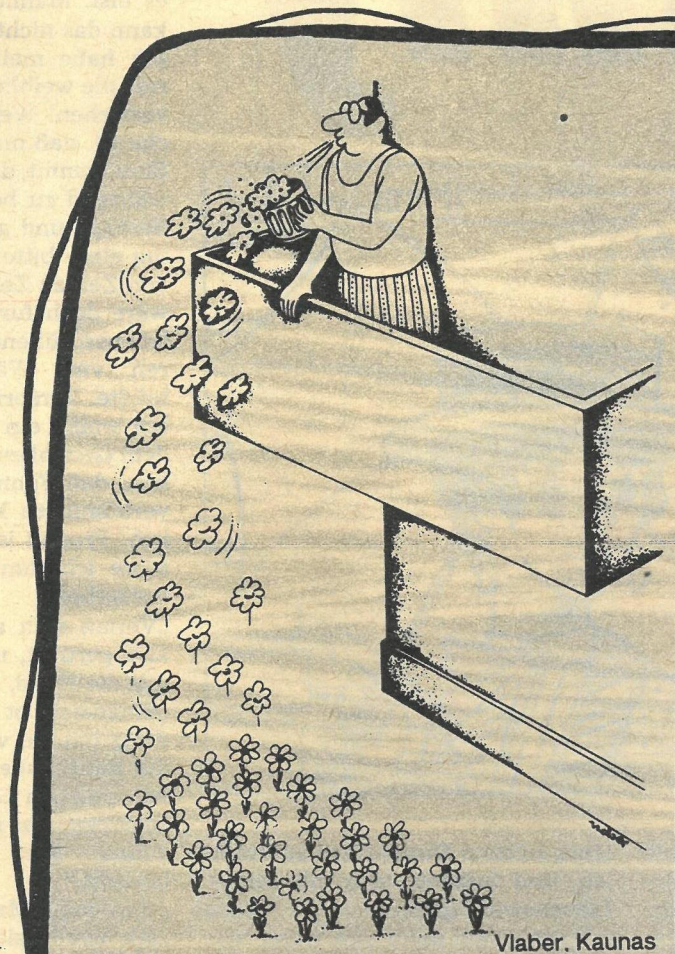
Radev

Fassandra, die Durststreckenschnecke von Dörck

Unreif

Man nennt mich, sprach Professor Sass,
klammheimlich, wie ich höre, „Faß".
Studenten, der Kasus birgt Widersinn,
weil ich nicht von Reifen umgeben bin.

R. Pöhlig

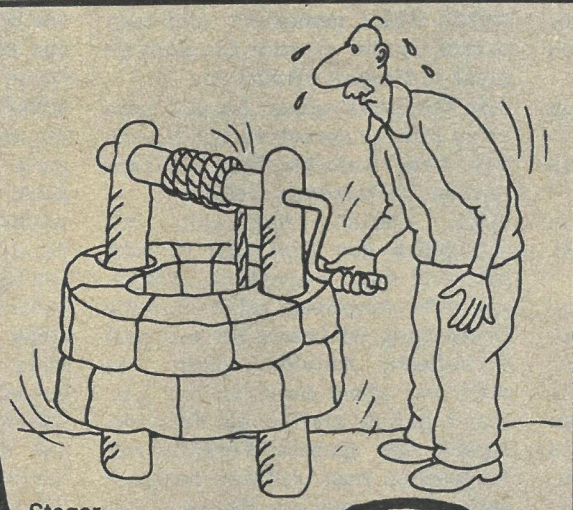


Vlaber, Kaunas

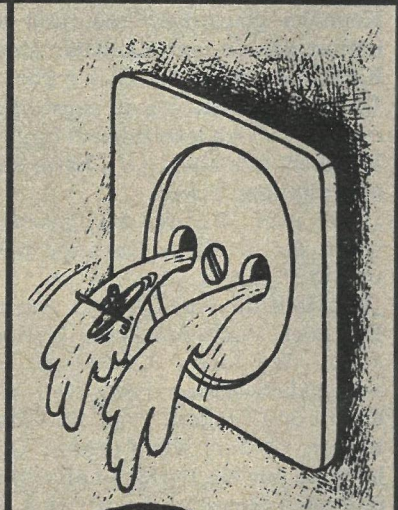
Maistrenko, Leningrad

Mit dem ersten Pokal trinkt der Mensch den Wein, mit dem zweiten trinkt der Wein den Wein und mit dem dritten trinkt der Wein den Menschen.

japanisch



Steger



Radev, Sofia

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin
Kotsch

2-Wochen-spruch

Es seind nit alle starck die vil heben können.

Man kann natürlich auch mit vollen Flaschen einen leeren Abend verbringen. Ein Faß

Kleine Flaschen brauchen große Pfropfen, wenn sie dicht halten sollen. Fängt der Bart an,

Trinkspruch
Man soll den Abend nicht vorm nächsten Morgen loben.

Unsere Hausgemeinschaft

N. Werishnikow

Pjotr Michailowitsch schlug die Abendzeitung auf.

„Was gibt es Neues?" hörte er die Stimme von Sergej Fjodorowitsch aus der Nachbarwohnung. „Unsere haben verspielt! Und Sie schreiben wohl einen Brief? Ich höre eine Feder übers Papier kratzen!" „Ja, an meine Schwiegermutter!"

„Eine Schwiegermutter darf man nicht vergessen!" hörte man Anna Semjonowna sagen, die eine Etage höher wohnte.

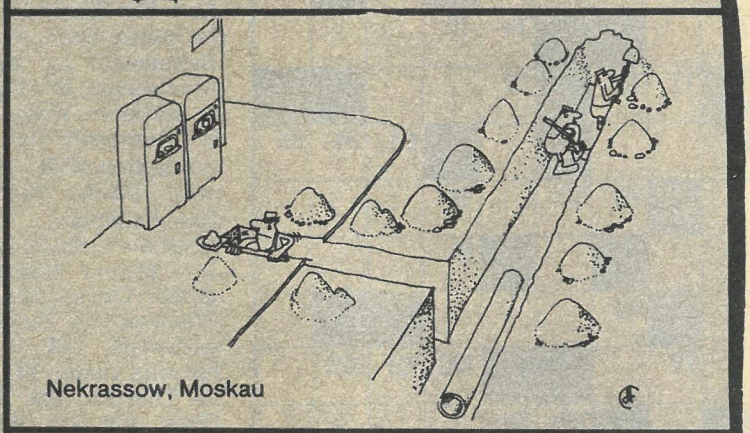
„Das sind goldene Worte!" lobte Anna Pawlowna aus der Wohnung Nr. 30. „Wie ist es, Anna Semjonowna, ist Ihr Wecker wieder in Ordnung, ich höre ihn ticken?" „Ja, aber bei Ihnen ist wohl der Wasserhahn undicht, er tropft seit zwei Tagen?" „Sie irren sich, Anna Semjonowna", erklärte Sergej Fjodorowitsch, „das ist bei mir!"

„Das ist schlecht", sprach Pjotr Michailowitsch und nieste schrecklich. „Gute Besserung!" wünschten Sergej Fjodorowitsch, Anna Semjonowna, Anna Pawlowna…

Aus dem Russischen von Kyra Reichardt

Konopljanski, Moskau

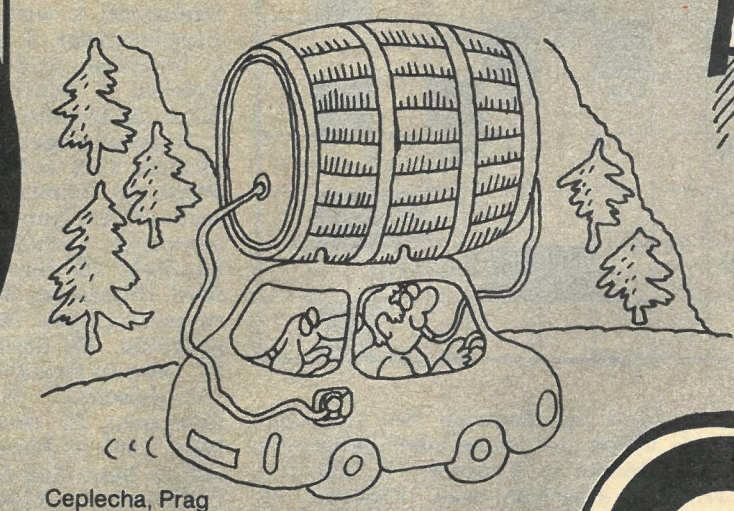
Uborewitsch-Borowski, Moskau



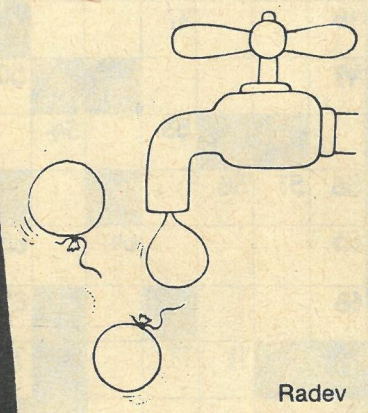
Nekrassow, Moskau

Der Dummkopf mag den Klugen nicht wie der Trunkene nicht den Nüchternen. russisch

Schmidt



Ceplecha, Prag

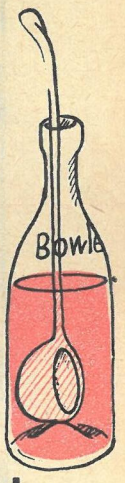


Radev

Die ihre Lust nur stets gesucht im Wein
Und die gegrübelt nur nach Schein und Sein,
Sie alle fanden der Wahrheit Faden nicht,
Redeten wirr und schliefen schließlich ein.

☆

Seit Mond und Venus ihre Bahnen gehn,
Hat man was Bessres nicht als Wein gesehn.
Mich wundert's nur,
daß jemand Wein verkauft!
Was kann er
Beßres denn dafür erstehn?
orientalisch

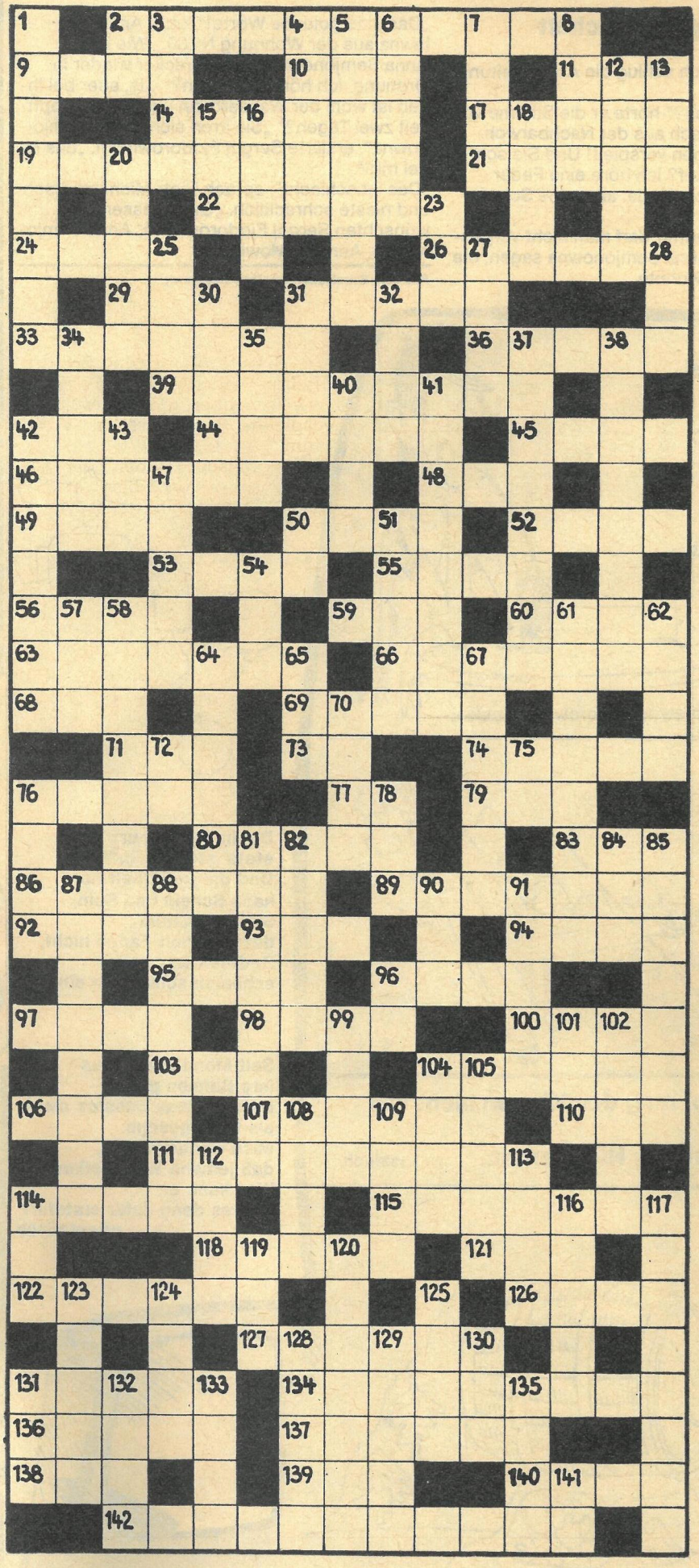


Der Witz ist der Korkenzieher für das Lachen.

weiß zu sein, laß die Frau und trinke Wein.

Von einem Korn zuviel, wird leicht ein Auge blau.

hat schon manche aus der Fassung gebracht.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. russ. Holzpüppchen, 9. Männername (Kurzf.), 10. Abschnitt der Bühnenwerke, 11. Fluß im Zentrum der Indischen Union, 14. Name einer berühmten Brücke in Venedig, 17. Milchfett, 19. amerikan.-asiat. Krokodil, 21. Auslese, 22. Rassepferd, 24. Wut, Rage, 26. Hindernis, 29. Gefrorenes, 31. mongol. Viehzüchter, 33. deutscher Chemiker (1838–1904), Entdecker des chem. Elements Germanium, 36. eine chem. Verbindung, 39. umherziehender „Quacksalber" des 17. Jh. mit für seine Zeit beachtlichen ärztlichen Kenntnissen, 42. ins Meer reichende Landspitze, 44. Industriestadt a. d. Weißen Elster, 45. sowj. Filmregisseur („Neun Tage eines Jahres"), 46. sowj. Schwarzmeer-Hafenstadt, 48. Mekong-Nebenfluß in Burma, 49. Brutstätte, 50. Männername (Kosef.), 52. Truppenspitze, 53. Gebirge im S der Kirgisischen SSR, 55. Wasserpflanze, 56. altgriech. Wettkampf, 59. Siedlung der Turkvölker, 60. Künstlergehalt, 63. lichte Weite von Rohren, 66. niederländ. Kornbranntwein mit Wacholdergeschmack, 68. russisch: drei, 69. Kampfplatz, 71. Gebietsteil im W der Indischen Union, 73. englisch: nein, 74. oberer Abschluß eines Raumes, 76. Zuspruch, 77. chem. Zeichen für Lutetium (seltenes Erdmetall), 79. Stadt im SW der afrikan. Republik Tschad, 80. svw. Gewebe, 83. schwed. Ortschaft südwestl. von Falun, 86. pflanzl. Kohlehydrate, 89. Zeitungsanzeige, 92. eine jemenitische Hauptstadt, 93. Abk. für Eisenhüttenkombinat Ost, 94. starke Seile, 95. Flugsandhügel; Schutzwall an Meeresküsten, 96. Ameisenart, 97. Volk und ASSR a. d. mittleren Wolga, 98. südfranzös. Bergbaustadt, 100. Hauptstadt der Lettischen SSR, 103. svw. Schlimmes, Böses, 104. Fährten, 106. Haushaltsplan, 107. Titel einer Beethoven-Sinfonie, 110. Schwur, 111. kleiner Halbaffe Afrikas mit großen Ohren, 114. Gesamtheit der Pflanzen der Erde, 115. Künstlerwerkstatt, 118. türkische Anrede für eine Dame, 121. engl. Kurzform für Theodor, 122. Titel einer Verdi-Oper, 126. ein Wiederkäuer, 127. bulgar. Ortschaft südwestl. von Plovdiv, 131. Gespinsthülle, 134. Wirklichkeitstreue, 136. rumän. Industriestadt im Banater Gebirge, 137. Abk. für Adressiermaschine, 138. Wendekommando, 139. saugende Strömung, 140. Habsucht, 142. Hafenstadt im sowj. Fernen Osten.

Senkrecht: 1. weltberühmter sowj. Puppenspieler, 2. Abk. für Mister, 3. mittelital. Stadt nordwestl. von Pescara, 4. Hafenstadt im S der Krim, 5. Monatsname, 6. Gardine, 7. Nagetier (jagdbares Wild), 8. ostafrikan. Fluß in Kenia, 12. einjähr. Pferd, 13. Windschatten, 15. Gartenbauausstellung in Erfurt, 16. schweizer. Rheinnebenfluß, 18. Maifisch, 20. Blasinstrumente der nord. Bronzezeit, 23. Abk. für Reparaturstützpunkt, 25. altgriech. Siegesgöttin, 27. nord. Männername, 28. Berg in Graubünden, 30. kurze Unterhöschen, 31. Flächenmaß (spanisch), 32. deutscher Physiker (gest. 1905 in Jena), 34. Sultanserlaß, 35. Nebenfluß d. Duero, 37. svw. Feldherr, Heerführer, 38. Kunstmuseum in Leningrad, 40. Zahlwort, 41. Inselgruppe im westl. Atlantik, 42. Verbindung, Fühlungnahme, 43. Abk. für Polyesterseide, 47. poln. Männername (Abk.)., 50. Nebenfluß des Irtysch, 51. wäßrige Lösung, 54. engl. Biersorte, 57. fertiggekocht, 58. geolog. Stufe des Alttertiär (Erdneuzeit), 61. bedeut. persischer Arzt und Philosoph (980–1037), 62. Laubbaum, 64. Stadt und Wasserkraftwerk a. d. Angara, 65. altnord. Meeresgöttin, 67. die „Blätter" der Tannen, Kiefern usw., 70. Männername, 72. Wallberg, Merkmal der Grundmoränenlandschaften, 75. chem. Zeichen für Erbium, 76. sowj. Nachrichtenagentur, 78. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 81. englisch: Jugendliche zwischen 13 und 19 Jahren, 82. männl. Verwandter, 84. Ort und Fluß im Norden Brasiliens, 85. größte dänische Insel zwischen Fünen und Schweden, 87. eine Wolfsspinne, 88. Gliederheizkörper, 90. Bedrängnis, 91. Stadt a. d. Westküste der japan. Insel Hokkaido, 96. hohe Spielkarte, 99. Männername, 101. europ. Inselbewohner, 102. Saiteninstrument, 104. Kartenspiel, 105. Postsache, 108. Autor des Jugendbuches „Trini", 109. Titel islam. Gelehrter, 112. männl. Huhn, 113. Schabeisen der Kammacher, 114. Märchenwesen, 116. Schwachsinniger (griech.), 117. von Weizenälchen befallene Ähre, 119. Aussehen, Miene, 120. poln. Ort südwestl. von Lublin, 123. wasserreichster Fluß Frankreichs, 124. die als Gott verehrte Sonnenscheibe im alten Ägypten, 125. Hafenmauer, 128. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 129. sehr langsames Musikstück, 130. Gesellschaft f. innere Medizin (Abk.), 131. Nische vor Hochgebirgswänden, 132. Hauptstadt der Ukrainischen SSR, 133. Roman von Zola, 135. gekörntes Stärkemehl, 141. Kama-Nebenfluß.

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:

Ibsen – Reste – Lunten – Seni – Kain – Burgen – Leim – Haut – Terzel – Perle

Die Anfangsbuchbuchstaben der neu gebildeten Wörter – in der oben gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Riesenstern im Sternbild Orion.

Silbenrätsel

Aus den Silben bel – bet – chas – de – der – er – fisch – i – i – in – ir – ker – la – le – li – li – lon – lu – ma – nik – o – ris – sa – si – sis – sol – sta – statt – ta – ta – tät – ten – ti – tin – tut – vi – werk sind 15 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben – beide jeweils von oben nach unten gelesen – ein Zitat aus Goethes „Götz von

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche;
Redaktionssekretär:
Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

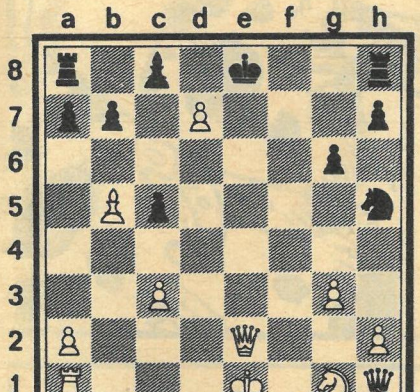
Berlichingen“ ergeben (ch = 1 Buchstabe): 1. Arbeitsraum des Handwerkers, 2. altägyptischer Gott, 3. Lebenskraft, 4. Mädchenname, 5. Etagenvorbau, 6. sowj. Mondsonde, 7. Raubinsekt, 8. zahlenmäßig zweitgrößtes Volk der Erde, 9. Fahrgestell von Kraftfahrzeugen, 10. Kopffüßer, 11. älteste latein. Bibelübersetzung, 12. svw. Satzung, 13. Hochland im Himalaja, 14. Titelgestalt einer Wagner-Oper, 15. Empfangsraum.

Schach

Pittoresk

Die folgende Gewinnpartie der Debütantin der DDR-Schachmeisterschaft Karin Timme (19), mit pittoreskem Schlußbild, war die kürzeste in Eilenburg '84.

MODERNES BENONI, Karin Timme (Schwedt)–Ulrike Seidemann (Potsdam): **1. d4 Sf6 2. c4 e6 3. Sc3 c5 4. d5 ed 5. cd d6 6. e4 g6 7. f4 Lg7 8. Lb5+ Sbd7?** (8.... Sfd7 kam in Betracht) **9. e5! de 10. fe Sh5 11. e6 fe 12. de Dh4+ 13. g3 L:c3+ 14. bc De4+ 15. De2 D:h1 16. ed++ Schwarz gab auf.**

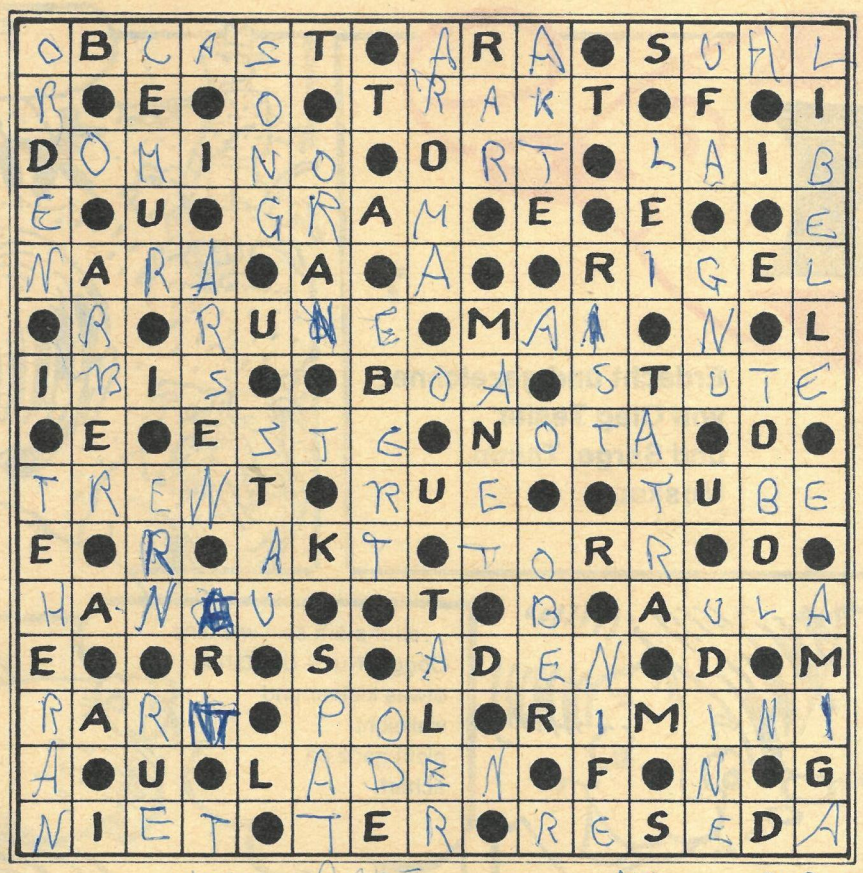


Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe als neuer Wortbeginn voranzustellen, so daß andere Begriffe entstehen:

Eile – Stern – Orden – Abel – Ger – Esse – Rille – Ast – Ran – Angel – Ster

Die neuen Anfangsbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Korbblütler, der bis zu 3 m hoch wird und große Blütenköpfe trägt.



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Anmerkung; kl. Rechnung, 2. Brotform, 3. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 4. Riesenschlange, 5. mittelengl. Fluß, 6. ein Halbaffe, 7. Sängerin der DDR, 8. höchster Teil der Karpaten, 9. französ. Maler (gest. 1883), 10. Auszeichnung, 11. Anlegespiel, 12. german. Schriftzeichen, 13. chem. Element, 14. Wanderpause, 15. Sorte, 16. westalgerische Hafenstadt, 17. kleine Ansiedlung, 18. Wohlgeruch 19. Anlage zur Wasserspeicherung, 20. Angehöriger eines Volkes im NW der UdSSR, 21. Verkaufsraum, 22. Hauptstadt von Iran, 23. Abschnitt der Bühnenwerke, 24. Drehpunkt, 25. Fußrücken, 26. Kummer, Leid, 27. Metallbolzen, 28. feierl. Gedicht, 29. alte deutsche Münze, 30. wohlriechende Gartenpflanze, 31. Storchvogel mit gebogenem Schnabel, 32. Hausflur, 33. französ. Schriftsteller (gest. 1857), 34. Schulsaal, 35. Raubinsekt, 36. französisch: Straße, 37. selten, 38. Schallplattenmarke der DDR, 39. Straßenzug; Gebäudeteil, 40. Maßeinheit des Drucks, 41. Schiefer, Fels, 42. japan. Stadt östl. von Osaka, 43. Schriftstück, 44. schlagerart. Lied, 45. Verwaltungseinheit i. d. SU, 46. Papageienart, 47. Monatsname, 48. Antilopenart, 49. ein Mineral, 50. Berg im Böhmerwald, 51. jemenitische Hauptstadt, 52. nordspan. Küstenfluß, 53. Schwermetallkern der Erde (Kurzw.), 54. svw. Kellner, 55. Salbenbehältnis, 56. Bezirk der DDR, 57. weibl. Pferd, 58. Irtysch-Nebenfluß, 59. oberital. Badeort, 60. Stern im Sternbild Orion, 61. Stadt in Hessen/BRD, 62. oberitalienische Provinz.

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der letzte Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:

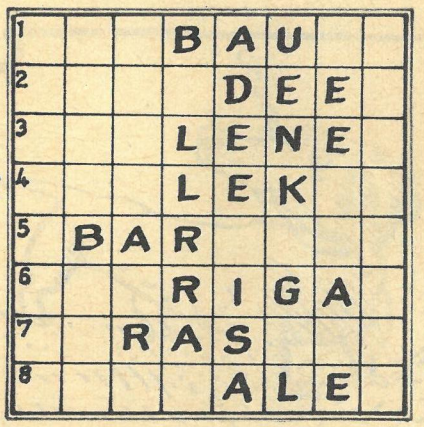
Aktie – Dorf – Tor – Ball – Kiew – Eger – Damm

Die neuen Endbuchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für eine Orchidee des tropischen Amerika, die zugleich Gewürzpflanze ist.

Vom Kern zum Wort

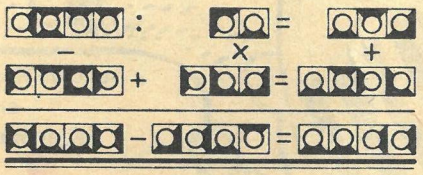
1. deutscher Arbeiterführer und Pädagoge (1945 ermordet), 2. nordschottische Hafenstadt a. d. Nordsee, 3. unterdrücktes Volk in Südamerika, 4. Narr; Hanswurst, 5. span. Arbeiterführerin, 6. Schäfergedicht; ländlich-heiteres Lied (italien.), 7. weltberühmter sowj. Puppenspieler, 8. ostgerman. Volksstamm.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von 1 bis 8 – ergeben den Namen eines russ. Admirals im Krimkrieg (1853–56).



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Auflösungen aus Heft 16/1984

Kreuzgitter. Waagerecht: Spa(68), Periode(61), Csardas(19), Rio(63), Drachen(21), Ede(24), Istrien(42), Test(76), Tete(78), Elle(26), Duse(23), Beule(18), Aster(1), Lao(51), Lima(49), ATA(3), Immensee(44), Sete(70), Ring(62), Pergolen(60), Ode(56), Anui(5), Öse(58), Assel(7), Skier(72), Etui(28), Lohe(47), Elsa(31), Rore(65), Billett(16), Ara (13), Fortuna(35), Gal(37), Gestell(39), Diorama(20), Ehe(33).

Senkrecht: Sprit(66), Trott(77), Lodi(46), Sean(67), Acht(9), Gans(36), Ade(2), Ise(43), Eisenstein(25), Dress(22), Seele(69), Adel(4), Rede(64), Teller(75), Lei(45), Eva(34), Uri(80), Elm(32), Bon(15), Aas(8), Tat(74), AEROS(11), Mandelstam(53), Mir(54), Sue(71), Epiker(27), Ios(41), Gel(38), Gör(40), Lee(50), Nau(55), Aul(12), Ush(81), Siel(73), Errol(29), Trini(79), Ohre(57), Legat(52), Atlas(6), Ofen(59), Erle(30), Bude(17), Laos(48), Aga(10), Ast(14).

Buchstabentausch: Regal, Lunte, Spott, Beere, Schale, Harke, Station, Nation, Schock, Beine. – Attraktion.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Ger, 2. Basar, 3. Tatar, 4. Loden, 5. Nasal, 6. Rasen, 7. Meter, 8. Besen, 9. Belag, 10. Lar.

Von der Zahl nach links: 3. Tag, 4. Laser, 5. Notar, 6. Radar, 7. Maser, 8. Besan, 9. Betel, 10. Lesen, 11. Maler, 12. Ran.

Raten und Rechnen:

9360	:	36	=	260
–		×		+
1775	:	150	=	1925
7585		−5400		= 2185

Füllrätsel: 1. Paprika, 2. Okarina, 3. Lessing, 4. Elefant, 5. Währung, 6. Ontario, 7. Italien.-Polewoi.

Silbenrätsel: 1. Derwisch, 2. Erfurt, 3. Rennen, 4. Niederlande, 5. Antenne, 6. Rhône, 7. Bernstein, 8. Essig, 9. Nomenklatur, 10. Lunge, 11. Aldebaran, 12. Chiffre, 13. Humus, 14. Tiger, 15. Wachtel, 16. Egel, 17. Ratte. – „Der Narben lacht, wer Wunden nie gefuehlt.“

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz7) aus Heft 14/1984

Waagerecht: 1. Elbrus, 7. Kalk, 11. Karpow, 15. Oie, 16. Orel, 18. Laudon, 19. Aktion, 20. Liquor, 21. Ross, 24. Gier, 25. Staket, 27. Staub, 30. Ket, 32. Nagaika, 33. Seni, 34. Bon, 35. Emu, 36. Rang, 38. Stoss, 40. Noll, 41. Rho, 42. Oase, 44. da, 45. Atri, 48. Aga, 50. Pim, 52. Dia, 54. Mae, 56. Es, 57. Die Jungfrau von Orleans, 60. el, 61. Ast, 62. Eid, 63. Ani, 64. Rai, 65. Lias, 68. UN, 69. Eger, 71. Eva, 72. Sieb, 74. Radau, 77. Idol, 78. Set, 79. Ali, 81. Tell, 82. Familie, 85. Amt, 87. Aalen, 89. Bernal, 91. Tram, 94. Item, 95. Bernau, 97. Astronomie, 101. Asmera, 102. Ihle, 103. Tar, 104. Lion, 105. Engels, 106. Note, 107. Sportplatz.

Senkrecht: 2. Loki, 3. bit, 4. Reie, 5. Song, 6. Selenga, 8. Aluman, 9. Lao, 10. Kursk, 11. Kola, 12. AN, 13. Protest, 14. Wassilissa, 17. Lira, 21. Ressa, 22. Eton, 23. SU, 26. Tas, 27. Sb, 28. Anode, 29. Belaja, 30. Kurant, 31. Tropfen, 37. Nomade, 39. Tiara, 43. Edvard, 44. Daniela, 46. Ren, 47. Edelsteine, 49. Gusla, 51. Iri, 53. Ion, 54. Morast, 55. Elista, 58. Ili, 59. Areal, 66. Arlberg, 67. Salem, 70. Eieruhr, 73. Bleriot, 75. Ufa, 76. Nitrat, 80. In, 83. Alben, 84. Itai, 86. Motto, 88. Atoll, 90. Nuss, 92. Maes, 93. Fort, 96. Ero, 98. rar, 99. Mia, 100. Enz, 101. Al. **Lösungswort:** „Kabale und Liebe“.

Es gewannen:

1. Preis	100,– M	Werner Hochberger 6018 Suhl
2. Preis	75,– M	Karin Dettler 5063 Erfurt
3. Preis	50,– M	Günther Kirchhoff 2520 Rostock 21
4. Preis	25,– M	W. Mennicke 3570 Gardelegen

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

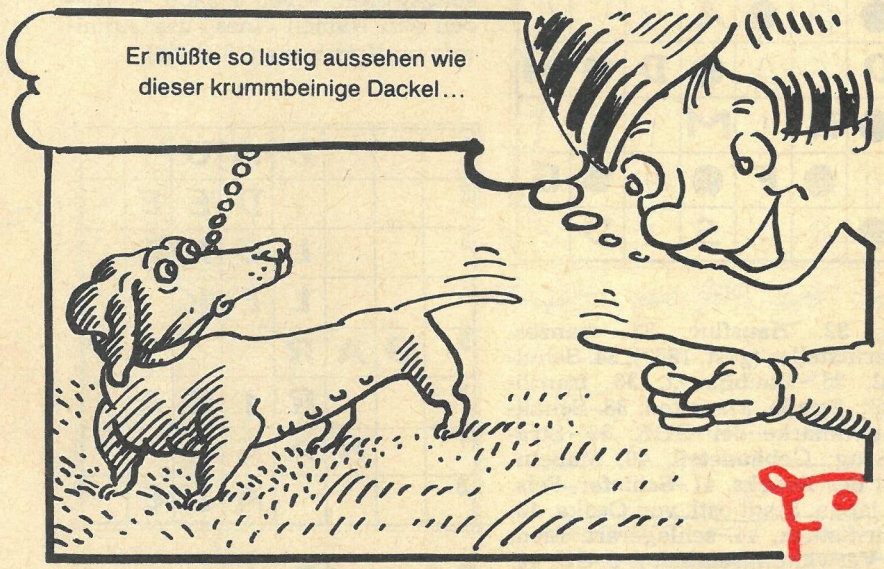
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

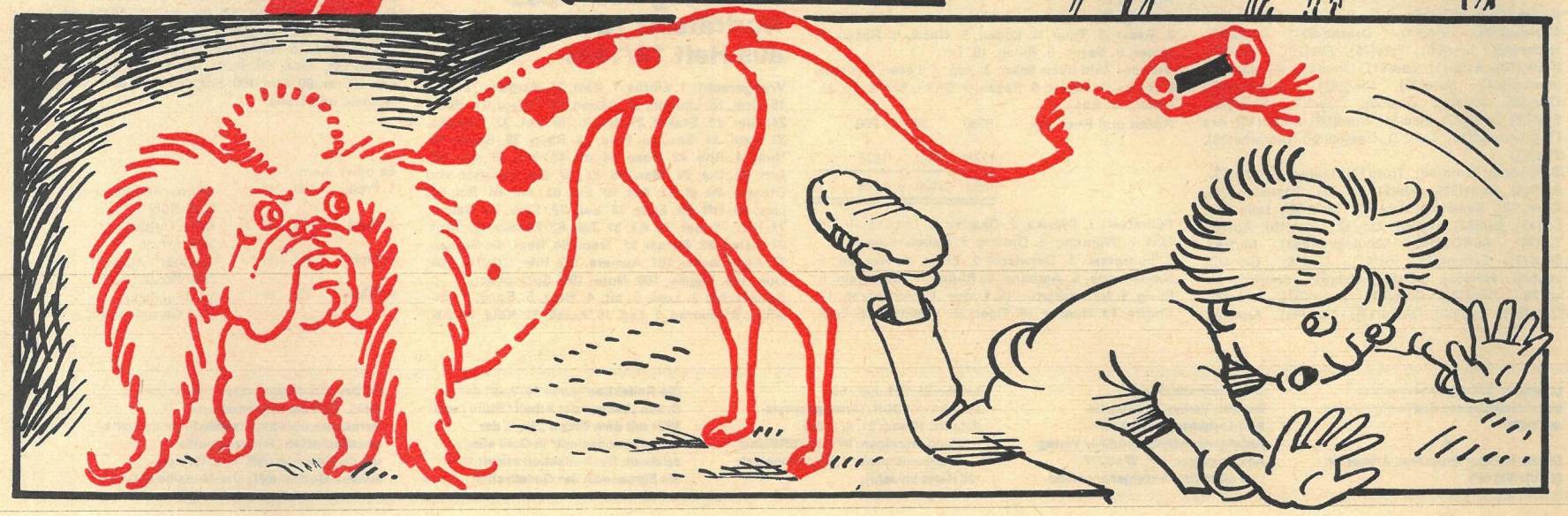
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit“ Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft“ in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft“ und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberstift

7

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau.





Fortsetzung von Seite 35

Fanny

einen Extrakt aus Wilde zu Papier, wie ihn Fanny wohl aufgefaßt hätte.
Sie war begeistert und eilte heimwärts, um ihn abzuschreiben. „Vergiß nicht die Rechtschreibfehler", rief ich ihr nach.
Ich dachte eine Weile über die Situation nach. Fakt war, daß Oldras Methode einen Riß bekommen hatte. Aber schließlich war es doch noch besser, wenn ich über ihr Verhältnis wachte, als wenn es ein anderer getan hätte.
Fanny kam jetzt häufiger zu mir, und ihre Niedergeschlagenheit war dahin. Ich half ihr noch bei Multatuli, Dostojewski und Verhaeren aus, und sie war immer ganz zufrieden. Sie plapperte, auf dem Tisch sitzend, drauf los, bot mir Zigaretten an und gedachte der lustigen Zeiten im Hippodrom.
„Wenn du nicht so ein Griesgram wärst, würdest du sagen: Fanny, heute siehst du prima aus, und deshalb gehen wir ein bißchen aus. Aber du hast über deinem Gekritzel schon ganz den Sinn für die Schönheit des weiblichen Körpers verloren. Und weißt du was, laß das Geschmier, da hast du deinen Hut, und los geht's!"
Sie riß mir das Manuskript aus der Hand, stülpte mir den Hut auf, und ich mußte, ob ich wollte oder nicht, mit Fanny hinaus.
„So seid ihr Männer. In alles soll euch die Frau schubsen." Es war schon heller Tag, als ich sie zu ihrer Wohnung geleitete.
Aber das hatte mir doch Oldra angeordnet, damit Fanny nicht in den vier Wänden ihres Zimmers verkümmerte! In dieser Nacht war an Verkümmern nicht zu denken. Ja auch die ganze kommende Woche nicht. Nur eines machte mich stutzig: Was ist mit Oldras Methode? Fanny erwähnte mir gegenüber nichts mehr. Ich schrieb ihm also und machte eine vorsichtige Anspielung.
Er antwortete mit einem begeisterten Brief:
„Fanny ist ein Engel. Ihre Fortschritte sind wahrhaftig riesig. Noch unlängst hat sie mir über Dostojewski und Verhaeren geschrieben – kein Funken Geist war darin. Nur armselige, schülerhafte Einfälle. Aber ich habe nicht lockergelassen, und siehe da – auf einmal war es, als sei der Heilige Geist in sie gefahren! Auch die Rechtschreibung hat sich unglaublich gebessert. Ach, mein Freund, wenn ich dich das dereinst lesen lasse, wirst du staunen, welch intelligente Frau ich mir in Fanny herangezogen habe! Der letzte Brief über Nietzsche ist ein kleines Meisterwerk. Und wie sie Schopenhauer begreift! Und ihre Stellung zu Darwin! Jeder Brief von ihr ist jetzt ein Triumph meiner Methode!
Mir kollerten fast die Augen heraus: Nietzsche? Darwin? Schopenhauer? Ich hatte keine Ahnung!
Und Fanny ließ sich bei mir nicht mehr blicken. Eine Woche verging, von Fanny keine Spur.
Am Sonntag kehrte ich in einer Weinstube ein, zu mir setzte sich ein Kamerad. Der Bildhauer Filipek, ein alter Bekannter noch aus den Zeiten der „Kloake" der „Leiche" und ähnlicher Beiseln. Das Gespräch dreht sich um dies und jenes, bis er endlich mit der Sprache herausrückte:
„Hör mal, du kennst doch Fanny?"
„Die Fanny? Was ist mit ihr?"
„Ich war gestern mit ihr in der Alhambra. Was ist das eigentlich für ein Mädchen? Aus besserer Familie, was. Der Bruder an der Lehrerbildungsanstalt ..."
Ich riß die Augen auf.
„Fanny hat einen Bruder an der Lehrerbildungsanstalt?"
„Das hast du nicht gewußt? Haha! Und du bist so lange mit ihr gegangen! Siehst du, und ich hab an einem einzigen Abend so viel über sie erfahren. Das dürfte jedoch kein besonders gescheites Bürschlein sein. Sie bat mich, ich solle für ihn die Hausaufgaben schreiben, über die Kreutzersonate und über den Leinwandmesser.
Als ich mich nach zwei Minuten aufraffte, war ich sehr überrascht, daß ich nicht vor Lachen unter den Tisch gefallen war. Das also waren die Folgen von Oldras Methode!
Ich fragte Filipek eingehender aus. Bis jetzt war es zwischen ihm und Fanny noch zu nichts gekommen. Gott sei Dank!
Denn jetzt mußte ich als guter Freund eingreifen, wie ich das Oldra versprochen hatte. Filipek mußte aus dem Sattel geworfen werden, damit Oldra sich darin halten konnte!
Ich schickte also am anderen Morgen Fanny ein Brieflein. Sie kam abends, rosig strahlend, und es war, als fiele ein Stück Sonne in mein Zimmer. Nie hatte ich sie in solch einer Schönheit gesehen.
„Fanny", sagte ich mit gespielter Strenge, „weißt du eigentlich, in welchem Verhältnis ich jetzt zu dir stehe, daß ich Oldras Vertreter bin und darüber wache, daß er dir vertrauen kann? Diese Freundespflichten sind mir heilig."
Sie starrte mich verdutzt an. Und ich selber, obwohl verwirrt durch ihr neues Parfüm, empfand die Würde des Augenblicks.
„Fanny, gib es zu: Wer hat dir den Auszug aus Nietzsche geschrieben? Wer hat dir den Darwin geschrieben? Und wo hast du den Schopenhauer her?"
In ihren glänzenden Augen sah ich nur sekundenlang Verblüffung und Schreck. Aber nur für einen Moment. Dann brach sie in Lachen aus, in das alte, stürmische Lachen, wie ich es vom Hippodrom und vom Schwarzen Kater her kannte und mit dem mich so viele Erinnerungen in diesem stillen Zimmer verbanden. Je länger ihre Lachkaskaden perlten, um so mehr fühlte ich, wie meine moralische Haltung zusammenbrach und schwand.
Und als sie endlich aufhörte zu lachen, fiel sie mir um den Hals und sagte einfach, so wie in den alten glücklichen Zeiten des Hippodroms: „Weißt du, altes Haus, du bist eben doch mein Schufterle!" Ihr Körper, der Blick, das Parfüm, die Erinnerungen und schließlich dieser vertraute, stolze Titel aus dem Prager Argot – überwältigte mich völlig.
„Gut, Fanny. Heute bleiben wir hier. Wir lassen uns Wein bringen und machen uns einen gemütlichen Abend wie in alten Zeiten!"
Ein heißer Kuß brannte auf meiner Wange, und nach einem Weilchen war es hier wieder so wie einst vor drei Jahren ... Am Morgen machte sich Fanny zum Gehen fertig.
„Aber weißt du, Schufterle, einen Freundesdienst könntest du mir noch erweisen. Schau mal, da hab ich Gedichte von Brezina – schreib mir den knappen Inhalt auf!"
In diesem Augenblick klingelte es an der Tür. Fanny ging öffnen, und ein Schrei der Verblüffung flog durchs Zimmer.
„Oldra! Lieber, liebster Oldra! Du bist auf Urlaub gekommen? Du mein Liebster, mein Einziger – und wie dir die Uniform steht! Komm weiter, so ein Zufall, daß du mich hier angetroffen hast. Stell dir vor, ich bin grad hergekommen, um mir was von Brezina auszuleihen. Nein, Kinder, das ist ja wie im Kino!"
Und strahlend zog sie unseren Oldra ins Zimmer, nahm die hingeworfenen Verse von Brezina auf und drückte sie ihm in die Hand.
„Dein Freund hat mich freundlicherweise mit Lesestoff versorgt. Bedank dich bei ihm, Oldra, bedank dich! Und jetzt versprich mir, daß wir, solange du da bist, nicht von Büchern reden. Jetzt will ich nur dich haben, verstehst du, nur dich! So – und wenn ihr euch die Pratzen geschüttelt habt, kommst du gleich zu mir, verstehst du?"
Oldra war ob dieser Gefühlsaufwallung Fannys fast zu Tränen gerührt. Er drückte mir schweigend die Rechte, bemüht, sich korrekt zu verhalten, aber die Rührung war zu groß. Und so taumelte er, etwas von einem späteren Besuch stammelnd, von Fanny gezogen zur Tür und verschwand so schnell dahinter, wie er aufgetaucht war.
Erst abends zeigte er sich mit all seinem förmlichen Ernst, und als er mich wohlwollend über den Erfolg seiner Methode belehrte, strahlte aus seinen Augen freudiger Triumph. Fanny war glücklich in ihrem neuen breiten Hut mit einem Paradiesvogel drauf – und ich? Was sollte ich nur mit so einem Menschen tun? Und so gingen wir in die Alhambra, um das Wiedersehen zu dritt zu feiern ...

Übertragen von Gustav Just, redaktionell gekürzt

Kultur und Leben

Die illustrierte Monatszeitschrift des Verbandes der Sowjetischen Gesellschaft für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland
– in deutscher Sprache –

stellt Ihnen verschiedene Bereiche des kulturellen Lebens der Sowjetunion vor.

Kultur und Leben
berichtet interessant in Wort und Bild:
– über das Leben und Wirken sowjetischer Schauspieler, Schriftsteller, Regisseure, Maler und Wissenschaftler und deren Kontakte mit ausländischen Kollegen,
– über die reiche Kulturgeschichte der Völker der Sowjetunion,
– über Sehenswürdigkeiten und Denkmäler der Architektur und Holzbaukunst,
– über Sport und Mode, über seltene Bücher und vieles andere mehr.

Überzeugen Sie sich selbst!

Die Zeitschrift ist in den Verkaufsstellen der Deutschen Post im Angebot.

Einzelverkaufspreis: 1,05 M
Abonnementspreis: 3,15 M für Monate

SUCHAKTION
FREIE WELT
ICH WAR DABEI

Wer erkennt sich wieder? fragte FREIE WELT und veröffentlichte historische Fotos, die im 35. Jahr der DDR an Etappen unseres Weges erinnern. Zu der Aufnahme, die Wilhelm Pieck, den ersten Präsidenten unserer Republik am 12. Oktober 1949 beim Abschreiten der Front einer Ehrenkompanie zeigt, schrieben uns mehrere Leser. Einer von ihnen ist Horst Friese (x). FREIE WELT besuchte den Oberstleutnant der Nationalen Volksarmee 35 Jahre nach jenem Ereignis.

Ein Berufsweg wird vorbereitet: Guter Rat von Oberstleutnant Horst Friese für den zukünftigen Berufsunteroffizier.

Flüsternd, fluchend, flehend hatten Millionen geschworen: Lieber ein Lebelang trocken Brot essen als wieder Krieg! Die Trümmer ringsum hielten die Erinnerung hellwach. Und da kam einer zu dem neunzehnjährigen Horst Friese und sagte: „Wenn das der letzte Krieg gewesen sein soll, muß der Friede sicher sein. Wer wird ihn besser schützen als der Arbeiter, der weiß, wieviel Schweiß fließt, bis ein Haus, ein Land gebaut ist…“ Der junge Lokschlosser, noch weit entfernt von der Art, die Welt anzuschauen, die er heute besitzt, traf aus dem Herzen heraus seine Entscheidung.

Fünfunddreißig Jahre später sitzt Horst Friese in einer Gesprächsrunde, deren Mittelpunkt ein Jugendlicher ist, fast so alt wie er damals. André Schneider will als Berufsunteroffizier bei der Nationalen Volksarmee dienen. Jetzt wird überlegt, welche Facharbeiterlehre dafür die beste Vorbereitung wäre. Weder André noch seine Mutter ahnen etwas vom Leben des Oberstleutnants, der sagt: „Mach mit bei einer naturwissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft und bei der vormilitärischen Ausbildung der GST, da lernst du 'ne Menge für dich sehr Nützliches. Wir brauchen in unserer Armee kluge, gebildete, qualifizierte Soldaten.“ André versichert: „Mein Zeugnis von der 9. hat 'ne positive Tendenz. Ich werd' mich hinterklemmen, wo es besser sein muß. Im letzten Halbjahr habe ich gemerkt, daß es geht, wenn ich was tu.“

Zwei Generationen. Zwei sehr verschiedene Wege zum gleichen Beruf. So war das 1949 bei Horst Friese: „Anfangen wollte ich bei der Verkehrspolizei. Aber was gab's zu der Zeit schon für Autos. Andere Probleme drückten. Wir brauchten Ordnung für unseren Aufbau. Also Schutzpolizist, Kampf gegen den schwarzen Markt. Bei der ersten Festnahme habe ich mehr gezittert als die Verdächtige, 'ne Schieberin mit einem Handwagen voll Kuchenbrötchen, damals beinahe so wertvoll wie'n Goldklumpen…“

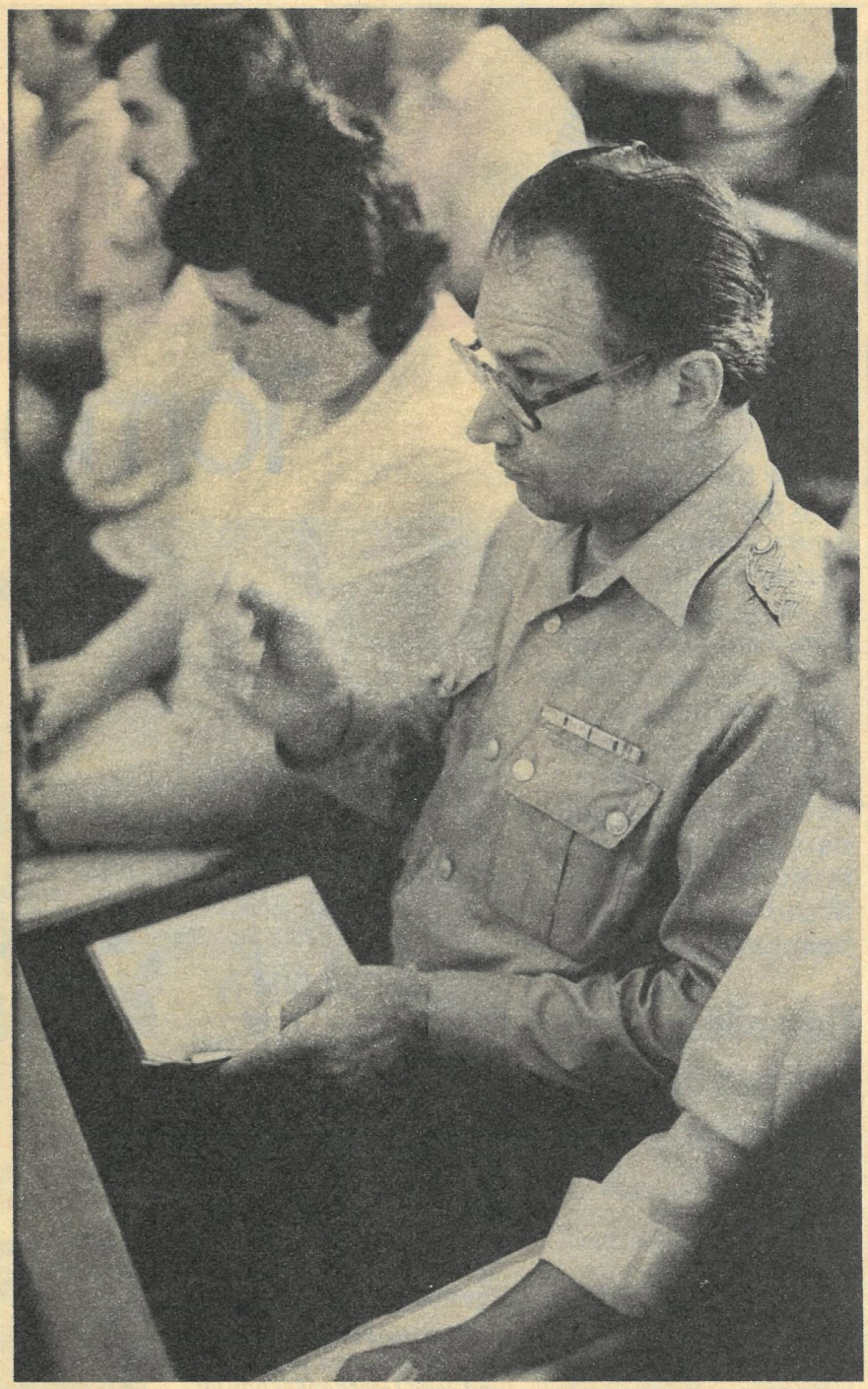
Horst Friese gehörte zur 1. Berliner Bereitschaft der Volkspolizei, bestand den Lehrgang für VP-Anwärter mit „fast gut“, machte auch Revierdienst mit Tschako und Gummiknüppel, und „fiel wohl auf, weil ich nie was mit halber Kraft tat“. Er wurde in eine Kompanie berufen, deren 120 Angehörige vor allem exerzieren mußten. „Wir haben manchmal darüber gemurrt. Aber als durchsickerte, daß ausgerechnet wir die Ehrenkompanie sein würden zur Gründung des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates, waren wir natürlich mächtig stolz.“

So kam es zum Brief Horst Frieses, in dem er mitteilte: „Ich war dabei. Nach fast 35 Jahren hielt ich ein Bilddokument in den Händen, das

Immer im Takt mit der Republik

eins der wichtigsten und schönsten Ereignisse in meinem Leben zeigt."
Er war zu jener Zeit Gruppenführer. Die feierliche Zeremonie anläßlich der Staatsgründung war kaum beendet, und „als wir so dastanden und Pause machten, kam Wilhelm Pieck freudestrahlend zu uns, drückte vielen die Hand. Wir spürten, auch für ihn war das ein festlicher Tag. Wir hatten vorher aus nächster Nähe gesehen, wie bewegt er gewesen ist. Schließlich war das auch seine Premiere.
Heute freue ich mich, daß mein Einstellungstag bei den bewaffneten Organen ausgerechnet der 1. März 1949 war. Ich konnte ja nicht ahnen, daß der 1. März einmal Tag der Nationalen Volksarmee würde. So begehe ich unseren Ehrentag auch als persönlichen Feiertag. Immer im gleichen Takt mit der Republik."
Das erste Ausbildungsjahr schloß Horst Friese als Hauptwachtmeister ab, ausgezeichnet mit der Friedensmedaille. Nach einem Jahr Offiziersschule der Kasernierten Volkspolizei Ernennung zum Unterkommissar, dann eine neue Aufgabe: Kommandeur einer Kfz-Kompanie! „Ich hatte noch nicht mal 'ne Fahrerlaubnis. Das entscheidende Argument: ‚Tut nichts! Du bist Lokschlosser. Eisen zu Eisen, du wirst auch mit Autos fertig!'"
In zwei Lehrgängen an der Offiziersschule holte er die nötige Qualifizierung als Ingenieur-Ökonom nach. Mit Gründung der NVA am 1. März 1956 Übernahme in die Reihen der Volksarmee. 1958 der Entschluß, um Aufnahme in die Partei der Arbeiterklasse zu bitten. Später machte ein Unfall Genossen Friese untauglich für den aktiven Truppendienst. Doch als Mitarbeiter eines Wehrkreiskommandos blieb er seinem Entschluß aus dem Jahre 1949 treu.
Der Leiter, Oberstleutnant Georg Gottschalk: „Seit Tagen schimpft er mit mir, ich hätte ihm den Besuch der Reporter eingebrockt. Ja, wir haben ihn identifiziert. Als wir ‚Alten' am 1. März mal zusammensaßen, hat er von 1949 erzählt. Seit 1976 arbeiten wir zusammen. Er ist einer von denen, über die man sagen kann, sie entwickeln sich ständig weiter. So viele Jahre dabei, aber kein Routinier. Er greift schnell alles Neue auf, kämpft dafür, daß es sich durchsetzt. Und hat auch in der Familie für militärischen Nachwuchs gesorgt: Sein Sohn wird ebenfalls Offizier. Die Tochter ist übrigens Lehrerin, gleichzeitig Parteisekretär ihrer Schule. Welchen Grund gäbe es wohl, diesen Genossen nicht vorzustellen?"
Oberstleutnant Horst Friese ist berufenes Mitglied des Kreistages Nauen, arbeitet in der Kommission für Ordnung, Sicherheit und sozialistische Wehrerziehung. Und wenn's die Zeit erlaubt, geht Horst Friese angeln. Sein größter Hecht maß 76 Zentimeter.
Ein fleißiger, friedliebender Mensch. Also bestens geeignet, Offizier einer sozialistischen Armee zu sein. Einer, den sich André und andere getrost zum Vorbild wählen können. Dann werden sie stets auf der Höhe sein und wissen, worauf es ankommt bei der Sicherung des Friedens und damit des Lebens.

Klaus Hurrelmann (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)



Volksvertretung: Horst Friese ist berufenes Mitglied des Kreistages Nauen.

Freude an der friedlichen Natur: Horst Friese ist passionierter und organisierter Angler.

Solidarität

Tombola - Basar

Liebe Leser! Wieder möchten wir mit Ihnen gemeinsam die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 31. August 1984 vorbereiten. Wie im vergangenen Jahr bieten wir Ihnen unsere FREIE WELT-Solidaritätstombola. Wir denken dabei besonders an alle, die uns nicht an unserem Stand auf dem Alex besuchen können.

Das alles können Sie gewinnen:

- Zwei Silvesterreisen 1984 nach Leningrad
- Zwei Winterreisen nach Jalta auf der Krim (Januar bis April 1985) (Bei Bedarf steht jeweils eine zusätzliche Reise für einen Partner auf eigene Kosten zur Verfügung.)
- Viele originelle Souvenirs aus Freundesland

So können Sie teilnehmen:

Überweisen Sie bitte einen Geldbetrag von mindestens 2 Mark auf das

Postscheckkonto Berlin
7199-68-17717
Kennwort: FREIE WELT Solidarität 1984

Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie auch hier das Kennwort dazu und schicken Sie die Karte an:

Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.

Oder

schicken Sie eine Spende für unser Verkaufsangebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex: Andenken, Handarbeiten, Bücher... Adressieren Sie Ihre Sendung an:

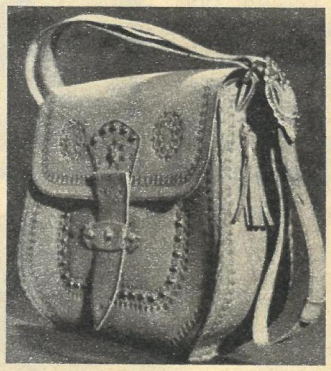
Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.

Jeder Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und *jede Geschenksendung* kommen in die Tombola.

Übrigens: Alle Leser

können sich auch am 31. August 1984 an unserem Stand noch beteiligen und ihren Geld-Beitrag direkt an uns zahlen oder ihre Sachspende bei uns abgeben. Von 8 bis 19 Uhr erwarten wir Ihren Besuch. Das ist dann die letzte Chance, in die Auslosung zu kommen, denn sie erfolgt noch am selben Tag in den Abendstunden. Die Gewinner werden im Heft 20/84 (2. Septemberhälfte) veröffentlicht.

Helfen Sie mit, liebe Leser, damit die traditionelle Solidaritätsaktion auch in diesem Jahr wieder ein voller Erfolg wird. Machen Sie mit bei der Solidaritätstombola der FREIEN WELT!



Tombolagewinne

Einige von vielen: Zwei Silvesterreisen 1984 nach Leningrad sind dabei (das Foto oben zeigt einen Blick auf die Hafenanlagen), eine Ledertasche aus der Volksrepublik Polen, ein Gewürzstreuer-Keramikpärchen aus der ČSSR... Dazu kommen Tischtücher bzw. -läufer, eine Bluse mit farbiger Stickerei, Taschen mit Folkloremotiven, Modeschmuck, Frühstücksbrettchen, Sofakissen, Handtuchhalter...

Unser Basar

Meine Tochter ist zwei Jahre alt. Ich wünschte, alle Kinder der Welt hätten so eine gesicherte und glückliche Zukunft wie sie. Mit meiner Spende möchte ich einen Beitrag dazu leisten.

Brunhilde Lurek, Barnstädt

Wir Mitglieder der Wohnparteiorganisation I der SED haben beschlossen, auch in diesem Jahr Geld- und Sachspenden für Ihre Solidaritätsaktion zu schikken. Wir wollen mithelfen, den Friedenskampf und die um sozialen Fortschritt und nationale Befreiung ringenden Völker zu unterstützen.

Franz Block, Lößnitz

Ich möchte zwei Blumenampeln für Ihr Verkaufsangebot beisteuern. Eine Anmerkung: 15 bis 20 Mark könntet Ihr sicherlich dafür bekommen, habe einige Stunden darüber gesessen, ist alles Handarbeit.

Anton Korsch, Riesa

Vielen Dank, lieber Herr Korsch! Die Ampeln aus dunklem Holz sind sehr sorgfältig gearbeitet. Vielen Dank auch an alle anderen 1008 Leser, die sich bis jetzt mit Geld- und Sachspenden an unserer Tombola beteiligt haben. Und täglich gehen neue Päckchen und Einzahlungsbelege ein! Unsere Besucher werden also an unserem Stand vor dem CENTRUM-Warenhaus auf dem Alexanderplatz zur Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten am

31. August 1984
von 8 bis 19 Uhr

viele schöne Hand- und Bastelarbeiten finden, auch Reisesouvenirs und Bücher, Bücher, Bücher... Dazu natürlich wie jedes Jahr das

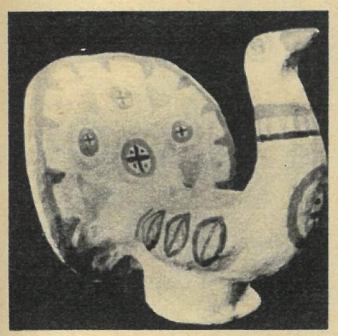
Redaktionsangebot

- Puzzlespiele „Hase-und-Wolf“
- Die FW-Lehrgänge „Russisch von Haus zu Haus“ (Briefwechsel) und „Russisch für Gastgeber“ als handliche Broschüre
- Neue Gewürzaufkleberserien à 39 Etiketts mit Goldschrift
- Aufblasbares Kinderspielzeug aus Moskau – Tiere, Telefone, Wecker
- Lausitzer Glaswaren, darunter Bierseidel...

- Farbige Poster und Schwarz-Weiß-Tierfotos in reicher Motivauswahl
- Beutel für Brötchen und Zwiebeln – weiß mit Blaudruck
- Indische Räucherstäbchen
- Souvenirs aus der Sowjetunion, gespendet vom Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft – darunter Trachtenpuppen, Holzgefäße mit Folkloremotiven, Schachspiele, ...
- Frische Piroggen aus der Patisserie des Interhotels „Stadt Berlin" – wie immer gegen Mittag
- Lose der Internationalen Solidaritätslotterie des IOJ 1984

Außerdem

... sind erstmalig in diesem Jahr mit Volkskunstarbeiten am FREIE-Welt-Stand vertreten:
Der Keramikzirkel vom Leipziger Haus der DSF, in



dem 44 Kinder und Jugendliche mitarbeiten: Zehn buntbemalte Friedenstauben und einen Budjonnyreiter haben die jungen Leipziger für uns angefertigt. Das Foto oben zeigt eine der Tauben. Der Zirkel war bisher auf 57 in- und ausländischen Ausstellungen vertreten. Der Zirkel für künstlerische Textilgestaltung im Potsdamer Haus der DSF, in dem viele sowjetische Frauen regelmäßig mitwirken: Er stiftete eine Decke mit Hohlsaum und zwei Wandbehänge (eine Applikation und Nadelspitze auf Stoff). Der Grafikzirkel im Zentralen Haus der DSF in Berlin am Festungsgraben: Er übergab uns zehn Blätter, ein Beispiel zeigt das Foto unten links. Die Keramikwerkstatt im Schweriner Haus der DSF, die seit 1970 besteht und zu der fünf Zirkel für Erwachsene sowie ein Jugend- und Kinderzirkel gehören: Sie stellte uns zehn Stücke zur Verfügung.

Liebe Leser! Wir freuen uns auf Ihren Besuch, auf Gespräche mit Ihnen, auf unser Zusammenwirken für die internationale Solidarität!

Preisfrage

Heft 17/84

Mit dem Straßennetz welcher Großstadt sind die unterirdischen Förderwege im Sondershausener Kaliwerk „Glück auf" vergleichbar?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× **50M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 19/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 29. August 1984. Auflösung von Heft 14/84: 1. Januar 1951. Wir gratulieren Lisa Dollichen aus Magdeburg.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Heinz Krüger, Alfred Paszkowiak, Detlev Steinberg, Volker Hohlfeld (2); Repro: Alfred Paszkowiak

Leserfoto

Kühl und naß – wen störte das? Uns und unsere sowjetischen Gäste keineswegs, meinte Forstmeister Gerd Vollrath aus Neustrelitz zu seinem „Sommerbild".

Wiedererkannt

In FREIE WELT 13/84 brachten wir Briefauszüge zum Festival-Hochzeitsfoto im Rahmen unserer Suchaktion „Ich war dabei". Hier noch ein Nachtrag:

Wir konnten uns auf dem Foto (FW 8/84) des Hochzeitszuges während der X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten in Berlin nicht erkennen, denn wir waren das letzte Paar und sicher nur als Pünktchen zu sehen. Elf Jahre sind wir nun glücklich verheiratet, uns geht's gut! Es grüßen die Kinder Peggy (9) und Marek (6) sowie

Petra und Joachim Schmidt, Dresden

Ihre Suchbilder haben in unserer Familie angenehme Erinnerungen wachgerufen. Auch wir gehörten zu den 15 Paaren, die 1973 in Berlin den Ehebund schlossen. Wenige Monate danach bekamen wir in Jena eine schöne 3-Raum-Wohnung, die noch heute unser Zuhause ist. Gemeinsam mit unseren beiden Kindern wandern wir oft in die schöne Umgebung. Zu unserer beruflichen Entwicklung: Rainer, mein Mann, ist als Mathematiker in einem Jenaer Institut tätig, ich arbeite im Kombinat VEB Carl Zeiss Jena in der Materialplanung.

Brigitte Wackernagel, Jena

Das „Mädchen am Hochofen I" (FW 14/84), auch ein Beitrag zur „FW-Suchaktion", rief gleichfalls Erinnerungen hervor:
Als das Fundament in Eisenhüttenstadt gelegt wurde, war ich erst sieben Jahre alt und spürte noch nichts von der Größe des historischen Augenblicks.

S. Wiedmer, Dresden

Auch unser Betrieb wurde in nur neun Monaten fertiggestellt. Zum 25. Geburtstag unserer Republik konnten wir unseren Neubau feierlich einweihen. Heute sind wir Stammbetrieb im Kombinat Oberbekleidung Lößnitz.

H. Seidel, Lößnitz

Polonaise

Aufmerksam las ich den Beitrag „Die Neun-Tage-Hauptstadt" (FW 15/84), denn im Rahmen unserer 13. Betriebsfestspiele hatten wir Greifswalder Eisenbahner liebe Gäste aus der VR Polen. Beim Volksfest im Philipp-Müller-Stadion traten das Blasorchester, die Vokalgruppe, Mitglieder einer Kindergymnastikgruppe und das Ensemble vom Kulturhaus der Eisenbahner in Szczecin auf. Mein Foto zeigt einen Tanz in historischen Kostümen.

Gerd Hedderich, Greifswald

Als wäre man dabei!

Ich verfolge die Sammelserie „Völkerschaften der UdSSR" mit Interesse. Der Bericht über die „Tuwinische ASSR" (FW 15/84) ist besonders gelungen.

Hans Mischke, Lauchhammer

Diesmal hatte ich das Gefühl, dabeigewesen zu sein! Dank an das Autorenkollektiv!

Bärbel Purgiel, Berlin

Mit Ihrer Hilfe erfährt man notwendige Details, um Größe und Tragweite der Leninschen Nationalitätenpolitik richtig erfassen zu können.

Siegfried Richter, Berlin

Gut finde ich die Karte auf dem Rücktitel.

Rudolf Kusche, Dresden

Nicht jeder hat Gelegenheit zum Reisen, doch Ihre farbigen Berichte kommen ins Haus!

Frieda Altmann, Görlitz

Die Serie ist prima. Aber wie soll ich in meinem Leben alle Völkerschaften kennenlernen, wenn Ihr jährlich nur eine vorstellt!

Wilhelm Horn, Halle

Besonders beeindruckt mich das Verhältnis der Tuwiner zu Kindern und alten Menschen.

Margit Lachmann, Schöneiche

Ich bin 12 Jahre alt und komme in die 7. Klasse. In Geographie werden wir nun viel über die Sowjetunion erfahren. Durch die Völkerschaftsberichte habe ich schon Material dazu.

Piluca Hindemith, Berlin

Da ich in einem Kreisbetrieb für Landtechnik als Schlosser arbeite, interessierte mich besonders die Entwicklung und Technik auf dem Lande.

Michael Behrendt, Weißwasser

Rotbart, Feen und Drachen

Der Bericht über Höhlenforschung in der UdSSR interessierte mich („60 Tage in der Unterwelt", FW 11/84). Wie viele Höhlen gibt es bei uns eigentlich?

Jörg Krüger, Rostock

In der DDR gibt es rund 500 Höhlen, von denen eine ganze Reihe als Schauobjekte erschlossen wurden, zum Beispiel die Barbarossahöhle im Kyffhäuser, die Drachenhöhle im Vogtland, die Feengrotten bei Saalfeld ...

Tuwinische Künstlerinnen in der Theatergarderobe

Die Argonauten sind da

Zweieinhalb Monate Fahrt über drei Meere lagen hinter der „Argo“, als sie Ende Juli sowjetisches Hoheitsgewässer erreichte. Das Segelschulschiff „Towarischtsch“ mit Helfern des georgischen Ruderklubs kam ihr entgegen, und Tim Severin, britischer Marinehistoriker, Publizist und Globetrotter, hißte zum Gruß die Flagge der UdSSR.

Das Ziel der „Argo“, deren vierundzwanzig Ruder in der Ägäis von griechischen Janmaaten, hernach von türkischen Seekadetten, später von sowjetischen Matrosen bedient wurden: die sagenhafte Kolchis, das gelobte Land am Schwarzmeerufer Georgiens, wo Rioni und Inguri münden, aus deren reißendem Gebirgswasser die Einheimischen einst das Gold mit Schafshäuten herauszuspülen verstanden…

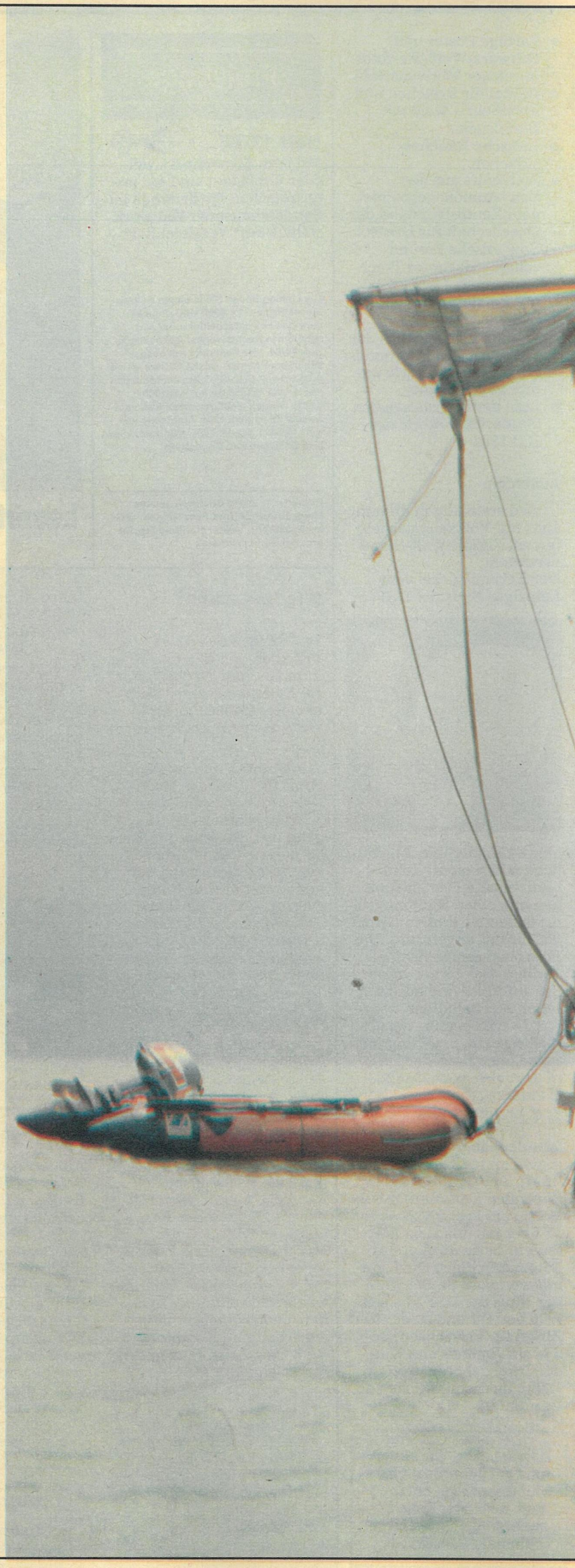
Von Hellas ferner Küste waren die Männer der „Argo“ hierher aufgebrochen, ohne einen Kompaß, geschweige denn verläßlichere Navigationsintrumente an Bord ihrer Galeere. Angewiesen allein auf die Sicht zum Land als Orientierung sowie den Wind und die Muskelkraft als Antrieb. Sie folgten damit jenen fünfzig der edelsten Männer Griechenlands, Helden einer wie der andere, die vor zwei Jahrtausenden voller Mut und Abenteuerlust aufgebrochen waren, das Goldene Vlies heimzuholen; dieses mit magischen Kräften ausgestattete Fell eines Widders, das der Sage nach in Kolchis zurückgehalten wurde. Die Königstochter Medea half den Argonauten, und nachdem sie wohlbehalten in ihre Heimat zurückgekehrt waren, konnte das wertvolle Beutestück schließlich Zeus geopfert werden… Legende oder Wahrheit? Die Argonautensage gehört zu den schönsten Stoffen der antiken Literatur, stößt jedoch bei nicht wenigen Historikern heute auf erheblichen Widerspruch. Ihr Hauptargument: Zwar lassen sich seit dem 8. Jahrhundert v. u. Z. intensive Kontakte zwischen Griechenland und Kolchis durch archäologische Funde belegen.

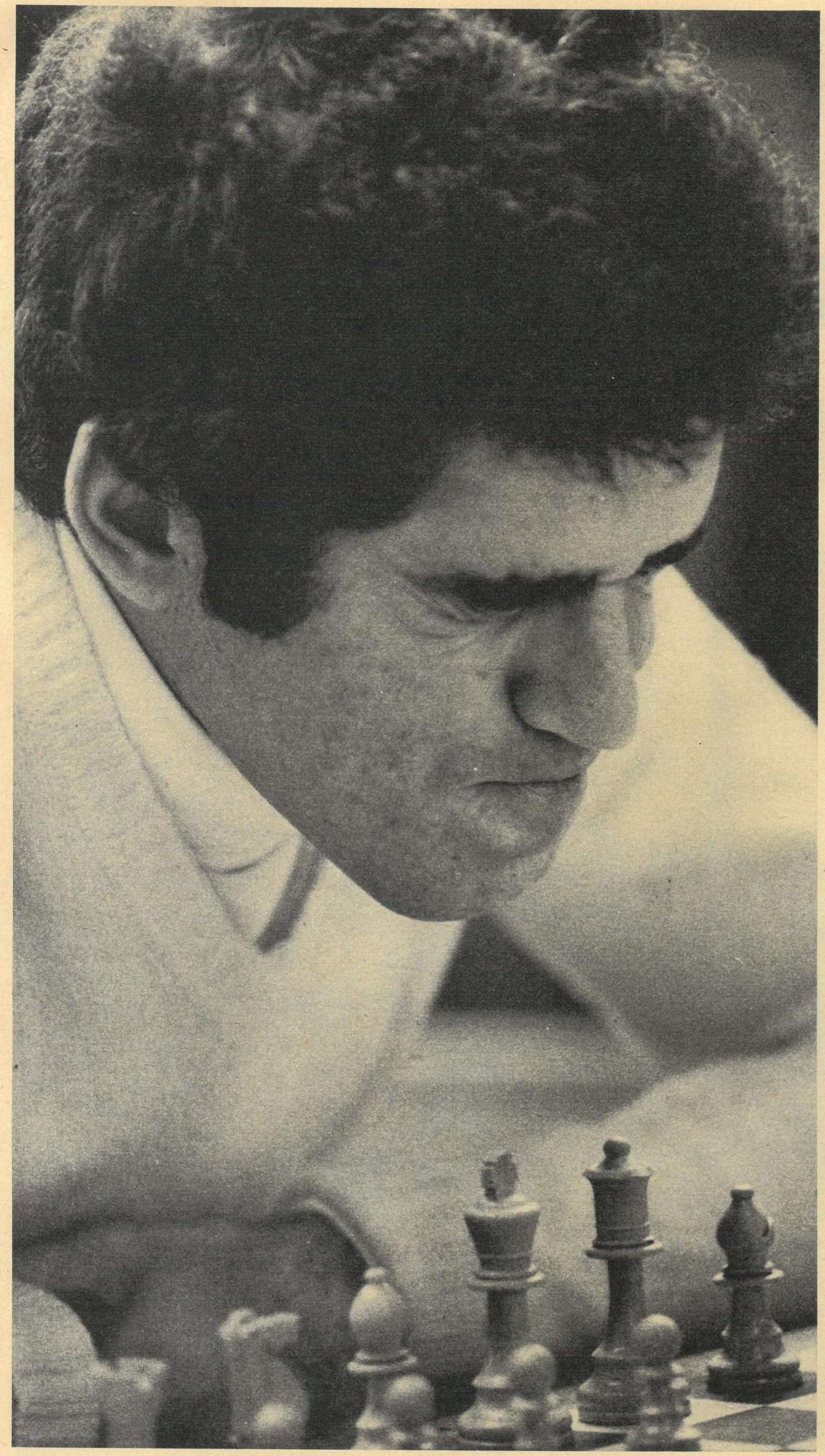
Doch fünfhundert Jahre zuvor, als Iason mit seinen wackren Mannen auf der „Argo“ die erste Fahrt dorthin unternommen haben soll, konnte es derart große Schiffe mit fünfzig Ruderbänken noch nicht gegeben haben. Was aber, wenn die griechischen Urahnen des Kolumbus sich mit kleineren Booten, die zu bauen sie zweifellos schon verstanden, auf die See hinausgewagt haben? Tim Severin wollte diese Überlegung auch in der Praxis überprüfen. Nach Zeichnungen auf antiken Vasen baute er das Modell einer zeitgemäßen „Argo“, berechnet für zwei Dutzend Ruderer, und ließ es von Schiffskonstrukteuren auf Seetüchtigkeit testen. Nach fünf Monaten war die 15,8 Meter lange und drei Meter breite Galeere fertig; gebaut von einem alten Meister in Südgriechenland, nur aus Holz, ohne einen einzigen Nagel oder Stahlbolzen. Auch nach dem Stapellauf Anfang Mai dieses Jahres blieb man, wie Tim Severin berichtet, antiken Traditionen an Bord verpflichtet:

„Selbst gekocht wurde nach altgriechischen Rezepten, die so zubereiteten Speisen zu essen, fiel uns allerdings schon schwerer. Ansonsten folgten wir dem historischen Vorbild in sinnvollen Grenzen: Unsere Wasserkanister sind aus Plaste, wir haben Schlafsäcke mit und einen kleinen Funksender für den äußersten Notfall…“

Und obwohl es am Ende mißlang, wie einst Iason mit seinen Argonauten den Rioni flußaufwärts zu fahren, schätzt Professor Otar Lordkipanidse, einer der führenden Kolchis-Forscher in der Sowjetunion, das Ergebnis der Expedition positiv ein: „Die Argonauten von Tim Severin wollten die Dichtung von der Wahrheit scheiden. Das ist ihnen gelungen. Aufgabe von uns Fachleuten ist es jetzt, aus dem von ihnen gesammelten reichen Faktenmaterial die entsprechenden Schlußfolgerungen zu ziehen…“

Dietrich Pätzold (Text)
N. Anastasjew/TASS (Foto)





Schach dem Weltmeister

Ein Beitrag von Heinz Stern

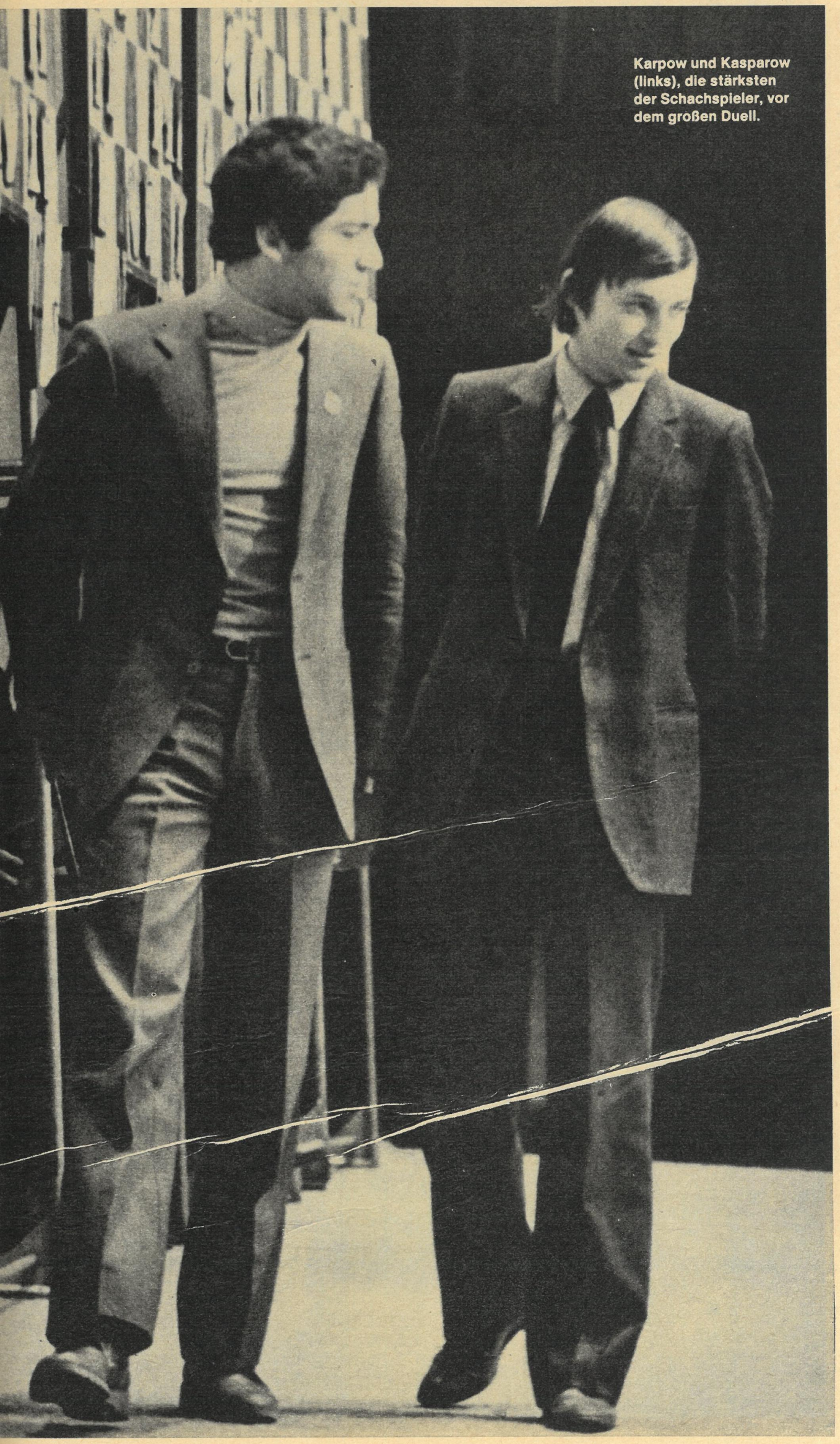
Am 10. September beginnt in Moskau der 30. Zweikampf um den Weltmeistertitel im Schach. Die Kontrahenten sind den Lesern der FREIEN WELT aus mehreren Beiträgen bestens bekannt: Weltmeister Anatoli Karpow, Moskau, 33, Diplomökonom, und Herausforderer Garri Kasparow, Baku, 21, Fremdsprachenstudent.* Millionen in aller Welt fiebern der Begegnung der beiden unbestritten stärksten Schachspieler unserer Zeit entgegen.

Die anderthalb Jahrtausende umfassende Geschichte des Schachs ist ein Stück Kulturgeschichte der Menschheit. In der Sowjetunion, wo das kluge Spiel geachtet und geliebt wird wie nirgend sonst in der Welt, betrachtet man es nicht nur als Sport, sondern auch und vor allem als Bestandteil der sozialistischen Kultur des Landes.
Unter diesem Gesichtspunkt sind die sowjetischen Menschen mit einem Ergebnis des bevorstehenden Matchs schon jetzt zufrieden: Wer immer gewinnt – der Titel bleibt in der Sowjetunion. Dort hat er seit 1948 ein ständiges Domizil; nur Bobby Fischer entführte ihn für drei Jahre (1972 bis 1975) nach Übersee.

Von Dr. Lasker und Dr. Tarrasch...

Die beiden jungen Männer, die sich ab 10. September in Moskau gegenübersitzen werden, sind die jeweils jüngsten und begabtesten Vertreter zweier Generationen sowjetischer

*FW 3/80, 19/80, 22/81, 23/81, 3/82, 18/82, 24/82, 5/84 u. a.



Karpow und Kasparow (links), die stärksten der Schachspieler, vor dem großen Duell.

Schachspieler. Beide haben – zu verschiedenen Zeiten – die berühmte Schachschule des ersten sowjetischen Weltmeisters Michail Botwinnik im Fernstudium absolviert. Bei mancherlei Gemeinsamkeiten, die sich daraus ergeben, sind sie sehr eigenständige Persönlichkeiten, die sich in Temperament und Charakter, im Stil und sogar in grundsätzlichen Auffassungen über das Schach unterscheiden.

In Moskau erschien kürzlich ein Buch des jugoslawischen Großmeisters Svetozar Gligorić mit dem Titel „Ich spiele gegen Figuren". Auf den Buchtitel angesprochen, sagte Anatoli Karpow: „Was mich betrifft, so spiele ich stets gegen meinen Gegner. Ich studiere seine Stärken und seine Schwächen und habe sie immer im Gedächtnis. Die Zeiten des romantischen Schachs gehören der Vergangenheit an. Heute muß man, um zu siegen, die

Ein Pokal für den Sieg im Finale der WM-Kandidaten.

Psychologie des Gegners kennen."

Dieses Credo erinnert an den deutschen Weltmeister Dr. Emanuel Lasker, der Philosoph war und der nie danach strebte, den absolut stärksten Zug zu finden – den es seiner Meinung nach nicht gibt –, sondern stets nach dem für den jeweiligen Gegner unangenehmsten Zug suchte.

Garri Kasparow dagegen steht in dieser schachpsychologisch wichtigen Frage eher Laskers großem Widersacher Dr. Siegbert Tarrasch nahe. Dieser glaubte fest daran, daß es in jeder Stellung einen idealen oder, wie man heute sagt, optimalen Zug geben muß und war ständig auf der Suche danach. Garri formuliert seine Auffassung so: „Ich bemühe mich, in jeder konkreten Stellung den stärksten Zug zu finden, und dabei spielt es keine Rolle, ob der Gegner stark oder schwach ist."

Capablanca und Aljechin

Der sowjetische Großmeister Alexej Suätin meint, Karpows Partien ähnelten denen des großen Kubaners José Raul Capablanca: „Das gleiche überaus feine Stellungsgefühl, das gleiche Vermögen, kleinste, kaum wahrnehmbare Beson-

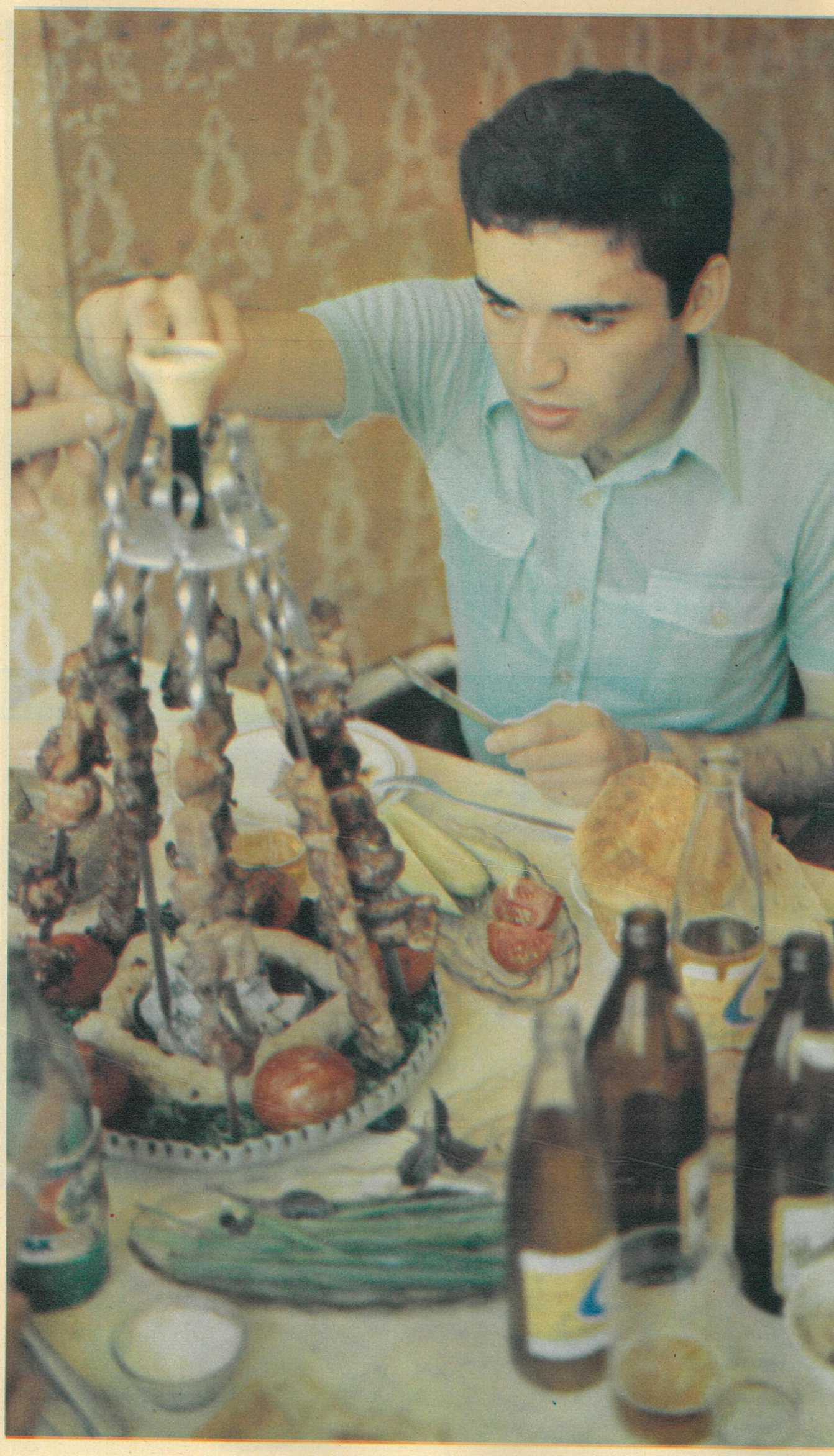
Fortsetzung Seite 50

Schach dem Weltmeister

derheiten der Position einzuschätzen." Garri Kasparow wandelt, nach Meinung Michail Botwinniks, auf den Spuren des brillanten Russen Alexander Aljechin: „Aljechin spielte ein vollkommenes, harmonisches Schach. Ich meine, Kasparow ist auf dem Wege, sich den Aljechinschen Stil zu erarbeiten."
Capablanca – Aljechin. Die Begegnung der beiden im Jahre 1927 wurde zum dramatischsten, denkwürdigsten Weltmeisterschaftsmatch unseres Jahrhunderts. Das Treffen Karpow – Kasparow im Herbst 1984 verspricht ein ähnlich überragendes Ereignis zu werden. Nicht nur, weil der eine in Stil und technischer Perfektion an Capablanca erinnert und der andere mit seinem drangvollen Spiel und seiner unerschöpflichen Phantasie an Aljechin, sondern auch weil die Kontrahenten von 1984 ähnlich weit vor dem „Rest" der Weltelite rangieren wie seinerzeit die von 1927, und weil sie an Spielstärke (gleichermaßen belegt durch sportliche Erfolge wie durch schöpferische Leistungen) ebenso gleichwertig sind wie jene es waren.

Tolja und Garri?

Anatoli Karpow ist seit neun Jahren Weltmeister. Er hat seinen Titel zweimal erfolgreich verteidigt und dabei als Spieler wie als Kämpfer Extraklasse bewiesen. Seinem Versprechen getreu ist er ein „spielender" Weltmeister, das heißt, er ruht auch zwischen den Titelverteidigungen nicht auf seinem Lorbeer aus, sondern nimmt regelmäßig an Turnieren teil, unter anderem an sogenannten Superturnieren, die die stärksten Großmeister der Welt versammeln. In all den Jahren, in den Dutzenden Turnieren gab es bei ihm nicht einen einzigen Ausrutscher, nicht einen ernsthaften Mißerfolg. Wenn Kasparow und sein Team in Vorbereitung auf den Wettkampf Karpows Partien analysieren, wird es ihnen schwerfallen, Schwachstellen darin zu entdecken.
Garri Kasparow hat eine phänomenale Schachlaufbahn hinter sich. Er war 12, als Karpow den Thron des Weltmeisters bestieg, und Meisteranwärter. Mit 17 avancierte er, als Jüngster aller Zeiten, zum Internationalen Großmeister. Mit 19 spielte er zum ersten Mal in einem Interzonenturnier, siegte auf Anhieb und war jüngster WM-Kandidat. Ohne jede Erfahrung in Zweikämpfen, bei denen ganz andere Gesetze wirken als in Turnieren, besiegte er nacheinander so starke Konkurrenten wie Alexander Beljawski (UdSSR), Viktor Kortschnoi (Schweiz) und schließlich Wassili Smyslow (UdSSR). So hat der Senkrechtstarter mit 21 alles er-



Garri im Kreis seiner Familie (rechts). Seine Mutter (obere Reihe, dritte von links) ist ihm Trainer, Sekundant und Manager. Garri versteht es, für Freunde ein gutes Schaschlyk zuzubereiten (links); und er treibt viel Konditionssport, unter anderem hoch zu Rad.

reicht, was man im Schach erreichen kann – bis auf den Weltmeistertitel, nach dem er nun als jüngster Herausforderer greift.

Die Großmeister der alten Garde wundern sich nicht, wenn irgendwo ein junges Talent auftaucht, Erfolge erzielt und gute Partien spielt. Das haben sie auch bei Garri mit wohlwollendem Lächeln, aber gelassen zur Kenntnis genommen. Was aber die Nestoren, die alles gesehen haben, was es im Schach gab und gibt, nicht aus dem Staunen kommen läßt, ist, daß ein junger Spund wie Garri Schach von solcher Reife spielt. Beim 19jährigen Kasparow bemängelte Exweltmeister Botwinnik noch, sein Positionsverständnis sei schwach entwickelt, – „wie übrigens auch beim jungen Aljechin". Beim 21jährigen Kasparow ist diese Schwäche überwunden. Im Kandidatenfinale zu Vilnius im Frühjahr spielte er seine besten Partien gegen Wassili Smyslow im Stil seines Gegners, im klassischen positionellen Stil.

Wer also wird in Moskau siegen? Bleibt Anatoli – „Tolja" – Karpow, der 12. Weltmeister der Schachgeschichte, für weitere drei Jahre im Amt oder wird Garri Kasparow der dreizehnte? Die Experten sind ungewöhnlich zurückhaltend mit Prognosen. Vielleicht erinnern sie sich an 1927, als die Fachleute nahezu geschlossen auf Capablanca tippten und – Aljechin siegte. Sehen wir uns an, was für den einen und was für den anderen spricht.

Für Karpow steht zu Buche:

- die größere Wettkampferfahrung;
- rationellere Einteilung der Kräfte und der Bedenkzeit;
- die Fähigkeit, entscheidende Partien mit einem Maximum an Konzentration und an Einsatz anzugehen.

Für Kasparow würde ich anführen:

- die höhere Ratingzahl; in der zum Halbjahr 1984 veröffentlichten Ratingliste der FIDE steht Kasparow zum zweiten Mal an erster Stelle, vor dem Weltmeister. Das ist zwar „nur" Mathematik, Papierform; aber die Listen werden aufgrund objektiver Daten errechnet;
- der Herausforderer-Bonus: Es ist immer schwerer, den Titel zu verteidigen als ihn zu erobern;
- die stärkere Physis. Während Anatoli Karpow schmächtig ist und fast zerbrechlich wirkt, ist Garri Kasparow ein kräftiger Bursche, der viel Sport treibt, täglich vier Kilometer joggt, Fußball spielt, schwimmt und Rad fährt. Zwar ist Schach kein Boxkampf, aber so ein Marathonwettkampf ist auch eine gewaltige physische Anstrengung, bei der die Wettkämpfer mehrere Kilo Gewicht verlieren und bei der Konstitution und Kondition schon eine Rolle spielen.

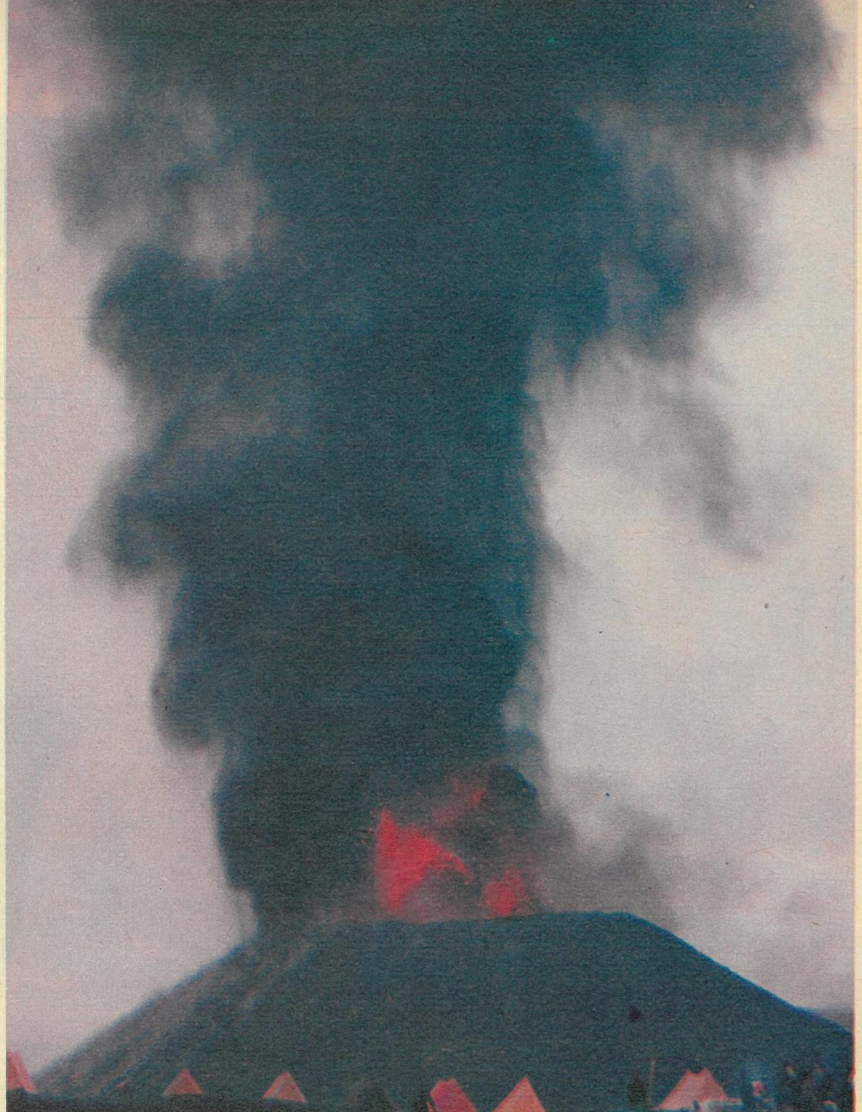
Eine nicht minder interessante und kaum leichter zu beantwortende Frage lautet:

Wie lange wird der Wettkampf dauern?

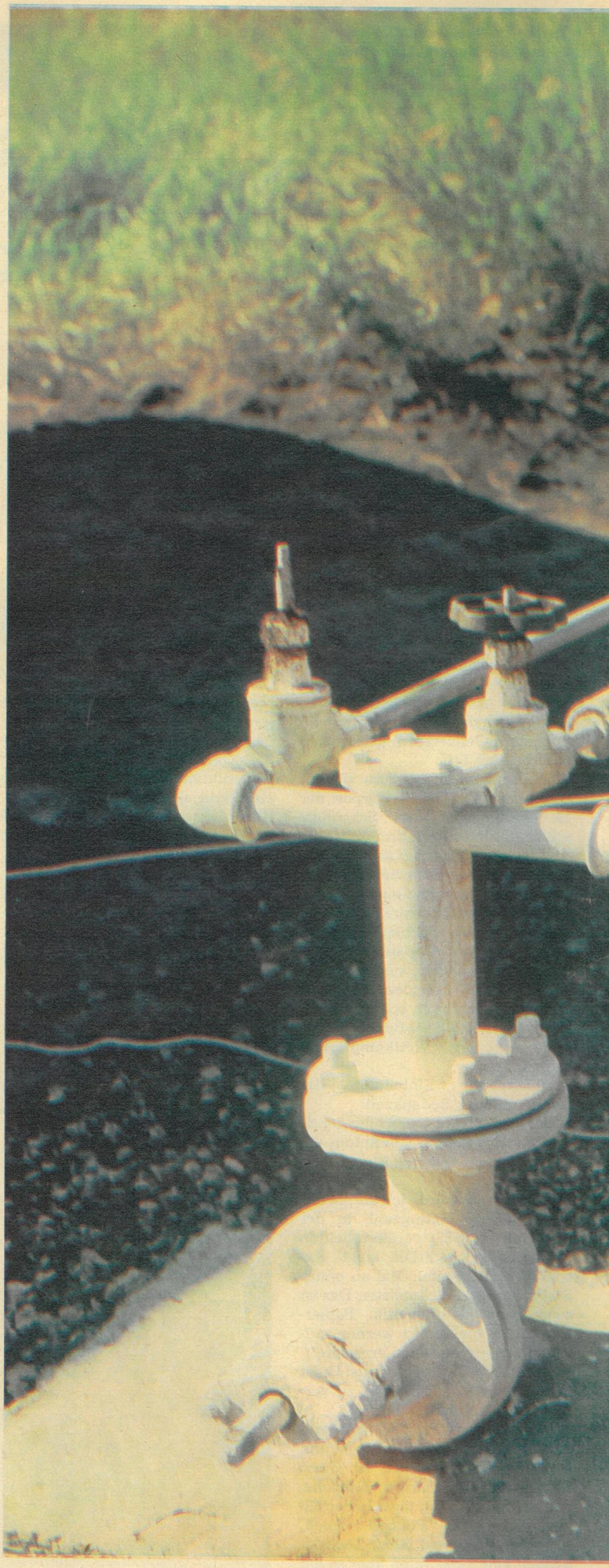
So sind die Regeln: Remispartien werden nicht gerechnet; die Zahl der zu spielenden Partien ist unbegrenzt; das Match ist zu Ende, wenn einer der Wettkämpfer sechs Partien gewonnen hat. Sehr einfache, sehr klare, sehr saubere Regeln. Es ist sicher nicht zuviel verlangt, wenn einer, der Weltmeister sein will, im Titelkampf sechs Partien gewinnen soll. Aber betrachten wir die Sache einmal umgekehrt: Karpow wie Kasparow nehmen im Jahr an etwa fünf Turnieren teil und spielen dabei 60 bis 65 Partien. Davon verlieren sie je eine, höchstens zwei. Und nun soll einer von ihnen im Laufe von zwei, drei Monaten, von 20, 25 Partien, sechsmal die bitteren Worte „Ich gebe auf" über die Lippen bringen. Das ist schwer vorstellbar!

Die FIDE hat den Beginn der Schacholympiade, die in Saloniki (Griechenland) stattfindet, vom 1. auf den 18. November dieses Jahres verschoben, um den Wettkämpfern von Moskau Gelegenheit zu geben, dabei zu sein. 10. September bis 18. November – das sind 10 Wochen. Schöpfen beide Wettkämpfer ihr Recht auf dreimalige „Auszeit" voll aus, so kommen in dieser Zeit 24 Partien zustande. Wird das reichen? Der erwähnte Wettkampf Capablanca – Aljechin, der nach den gleichen Regeln ausgetragen wurde, ging 1927 über 35 Partien. Anatoli Karpow brauchte 1978 bei seiner ersten Titelverteidigung gegen Kortschnoi 32 Partien, um die erforderlichen sechs Siege zu erreichen, 1981 gegen den gleichen Gegner nur noch 18. Für 1984 wagte Garri Kasparow – ich glaube, als einziger – einen Tip: 28 Partien.

Fotos: M. Donskoi (4), W. Gulewitsch, B. Dolmatowski



ENERGIE AUS DER UNTERWELT



Ein Berg bricht auf und speit Feuer. Kräfte der Tiefe. Sie heizen die Quellen, die unter hohem Druck dampfend aus der Erde sprudeln. Wenn sie sich nicht selbst preisgeben, müssen sie angezapft werden. Nur sieben Meter tief bohrten Geologen auf Kamtschatka, um den 100-Watt-Minigenerator (rechts) mit 110 Grad Celsius warmem Wasser zu speisen. Er wandelt die feuchte Wärme direkt in Elektroenergie um. Was hier im kleinen demonstriert wird, funktioniert nach dem herkömmlichen Prinzip der Stromerzeugung im Paushetka-Tal, dem Standort des ersten sowjetischen Geothermalkraftwerks. Schon heute wird aus der Erdwärme mehr Strom gewonnen, als alle Sonnenkraftwerke und Windturbinen zusammen liefern. Wird in der Zukunft die Energie aus dem Bauch der Erde vom Außenseiter zum Spitzenreiter aufsteigen?

Ein Beitrag von Bärbel Förste

Energie aus der Unterwelt

„Plötzlich zeigte sich eine Dampfsäule, stieg blitzschnell empor, als wollte sie sich für die ungehörige Verspätung entschuldigen. Danach nahm sie die Form eines Pilzes an und wuchs weiter, bis sie den Rand des Felsens erreicht hatte und sich in den Strahlen der sinkenden Sonne rötlich färbte. Dieser ungestüme Ausbruch hätte eigentlich die Erde sprengen, die Berge erschüttern und die Steine davonschleudern müssen, aber alles blieb still. Das Tal lag in einem unheimlichen Zauberschlaf." So beschreibt der estnische Wissenschaftler Lennart Meri seine Begegnung mit dem größten Geysir, genannt der Riese, auf Kamtschatka. Hier, im fernen Nordosten Asiens, wimmelt es von brodelnden unterirdischen Nestern, in denen geothermales, also natürliches warmes Wasser lagert.

Entweder verschafft es sich, unter entsprechendem Druck dampfend oder sprudelnd, selbst seinen Weg an die Erdoberfläche, oder es wird durch Bohrungen freigesetzt. Seine Temperatur ist unterschiedlich. Wissenschaftler haben festgestellt, daß sie pro Kilometer Tiefe um 10 bis 30 Grad Celsius zunimmt und bei vier Kilometer normalerweise eine Temperatur von 100 Grad Celsius gemessen werden.

Vor 80 Jahren den ersten Strom

Zu Beginn unseres Jahrhunderts wurden die ersten Versuche unternommen, diese natürliche Wärme als Elektroenergiequelle zu nutzen. Vor 80 Jahren gelang es in Italien in der Nähe von Florenz, experimentell den aus der Erde aufsteigenden Dampf in Strom umzuwandeln. Im Jahre 1913 wurde dort das erste Geothermalkraftwerk der Welt eingeweiht. Danach entstanden auch in Japan, Indonesien und in den USA solche Anlagen.

Seit 18 Jahren ist in der Sowjetunion unweit von Petropawlowsk – Kamtschatski, der größten Stadt auf Kamtschatka, das geothermale Kraftwerk Paushetka in Betrieb. Ursprünglich mit einer Leistung von fünf Megawatt angelaufen, beträgt seine gegenwärtige Kapazität das Doppelte. Es versorgt ein Fischverarbeitungskombinat, Gewächshäuser und den kommunalen Bereich mit Strom und Wärme. Inzwischen ist es technisch veraltet. Zur Zeit entsteht auf der Halbinsel südlich der Stadt das zweite Kraftwerk. Am Hang des Mutnowski-Vulkans sind die Bohrungen voll im Gange. Schon nach 50 Metern stieß man auf 150 Grad Celsius heißes Gestein. In 800 Meter Tiefe wurde ein natürlicher „Dampfkessel" mit 250 Grad Celsius und einem Druck von 25,5 bar registriert.

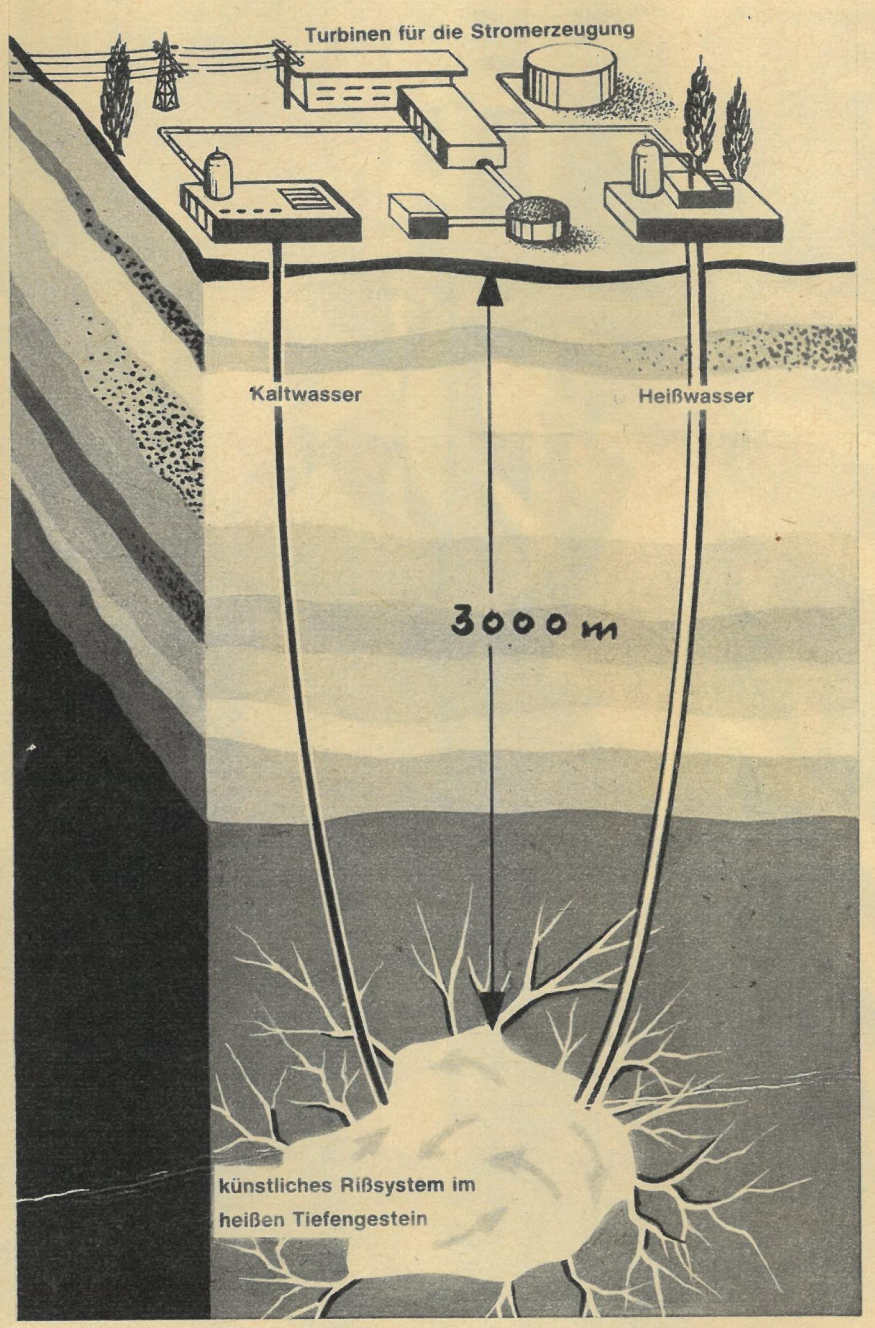
Die Heißwasservorräte Kamtschatkas sollen die Halbinsel, die um 49 000 Quadratkilometer größer als der „italienische Stiefel" ist, unabhängig von Brennstoffen, wie Kohle und Heizöl, machen. Da diese Energieträger per Bahn oder auf dem Wasserweg herbeigeschafft werden müssen – das Gebiet verfügt über keine eigenen Ressourcen – sind die Transportkosten sehr hoch. Energiefachleute rechnen damit, daß sich Kamtschatka zur Jahrhundertwende mit der eigenen Erdwärme versorgen wird.

In der Drainagehülle kocht es

Tief im Inneren ist unsere Erde eine glühende Kugel, wo Temperaturen von mehr als 1000 Grad Celsius herrschen. Der sowjetische Wissenschaftler Stefan Grigorjew stellte die Hypothese auf, nach der das Wasser in 20 bis 37 Kilometer Tiefe bei einer Temperatur von etwa 400 Grad Celsius zu zirkulieren beginnt. Es steigt als Dampf nach oben, kühlt sich dort ab und sinkt wieder zurück. Grigorjew prägte für diesen gigantischen „Dampfkessel" den Begriff „Drainagehülle", der Tag und Nacht unter unseren Füßen in Betrieb ist. Nach Berechnungen des Wissenschaftlers sind in den Gesteinsporen der „Drainagehülle" unter jedem Quadratmeter Erdoberfläche etwa 150 Tonnen Dampf konzentriert. Das entspricht etwa 15 bis 20 Tonnen Steinkohle. Unter einer Großstadt, wie beispielsweise Moskau, lagern Dampfvorräte, die 15 Milliarden Tonnen hochwertiger Kohle entsprechen. Sicher ist nach Ansicht von Fachleuten, daß im Inneren unseres Planeten mehr Wärme gespeichert ist, als alle Vorkommen an Erdgas, Erdöl und Kohle zusammengenommen ergeben.

Bereits Anfang unseres Jahrhunderts schlug der russische Wissenschaftler Wladimir Obrutschew eine Methode vor, nach der die Energie des trockenen heißen Tiefengesteins, das sich ebenfalls für eine Energiegewinnung anbietet, genutzt werden könnte. Zu diesem Zweck wird kaltes Wasser unter hohem Druck in die Tiefe gepumpt, wo es an den so künstlich herbeigeführten Rissen im heißen Gestein aufgewärmt und anschließend wieder an die Oberfläche geleitet wird. Diese Idee wurde vom Leningrader Bergbauinstitut an Zirkulationsmodellen weiterentwickelt. Eine praktische Umsetzung dieses sogenannten Hot-Dry-Rock-Verfahrens demonstrieren gegenwärtig Bohrleute im europäischen Teil des Landes. In den Transkarpaten bohrten sie trockenes Gestein an, um Flußwasser ins Erdinnere zu leiten. Viertausend Meter tief drangen die sowjetischen Bohrleute vor, wo 200 Grad Celsius gemessen wurden. Das so aufgewärmte Wasser soll ein Kraftwerk betreiben. Zwar ist der Aufwand für dieses Geothermalkraftwerk hoch – und das kann generell für alle gesagt werden – aber die Betriebskosten sind niedriger als bei herkömmlichen Kraftwerken.

Große Wärmereserven bergen Magmakammern der Vulkane. Um ihr gewaltiges Energieangebot zu nutzen, müssen



Eine neue Technik, das sogenannte Hot-Dry-Rock-Verfahren, soll die Erdwärme auch in ehemals vulkanischen Gebieten nutzbar machen: Kaltes Wasser wird unter hohem Druck in die Tiefe gepumpt, wo es an den so künstlich herbeigeführten Rissen im heißen Gestein erwärmt und anschließend wieder nach oben gepumpt wird (Zeichnung).

„Sandbaden" ist eine Attraktion in japanischen Badeorten. Heißes Wasser der Natur fließt in die Sandgruben und schafft eine Art Sauna. Diese Bäder wirken ausgezeichnet gegen rheumatische Beschwerden (Foto links).

sie angebohrt werden. Zwar gibt es noch keine ausgereifte Technologie, aber das Magmakraftwerk von morgen ist schon keine Utopie mehr. Auch erloschene Vulkane bergen riesige Energiepotentiale, die durchaus industriell genutzt werden könnten.

Dramatisch begann vor zehn Jahren die erste geothermale Bohrung in Dagestan. Unweit des kleinen Dorfes Tarumowka strömten Tag und Nacht mit fürchterlichem Getöse 12 000 Tonnen Dampf und Sole aus der Erde. Schließlich gelang es Bohrleuten, den tobenden heißen Strahl zu zähmen. Inzwischen sind weitere Bohrungen niedergebracht, um die kochende Hölle – Experten schätzen sie auf 80 Kilometer Länge und 5 Kilometer Breite mit Temperaturen um 240 Grad Celsius – zu nutzen. In dieser autonomen Republik im Nordkaukasus gibt es noch zwanzig ähnliche Vorkommen. Die Tarumowka-Quelle wird ein Kraftwerk mit einer Leistung von 100 Megawatt betreiben.

Ein Problem bei der Nutzung des Thermalwassers ist sein erhöhter Mineralgehalt, was zu starken Ablagerungen und übermäßiger Korrosion in den Anlagen führen kann. Deshalb wurde gleichzeitig an die Möglichkeit der Rückgewinnung gedacht. Der chemische Betrieb, neben dem Kraftwerk im Entstehen, wird Bor, Jod, Rubidium und andere seltene Metalle liefern. Im Paushetka-Kraftwerk sind es Arsen, Borsäure und Rubidiumverbindungen.

In Dagestan tritt die Energie aus der Unterwelt nicht so offen zutage wie auf Kamtschatka. Hier lagern nahe der Erdoberfläche riesige Heißwasservorräte, die die Gebietshauptstadt Machatschkala schon seit langem beheizen und mit Warmwasser versorgen. Betriebe der Industrie und Landwirtschaft beziehen ihre Wärmeenergie ebenfalls aus dieser Quelle. Zweiundzwanzig Kesselhäuser wurden stillgelegt. Das führte jährlich zu einer Einsparung von über 55 000 Tonnen festen Brennstoffs. Heißwasser wird jedoch nicht nur für diese Zwecke genutzt. Kühlanlagen, die mit Gas oder Elektroenergie arbeiten, könnten mit heißem Wasser betrieben werden. Das wäre für die Gebiete Mittelasiens, des Kaukasus und auf der Krim rentabel, wo hinreichend große Vorräte lagern und solche Anlagen gebraucht werden.

Teurer Weg zu billigen Reserven

In der Sowjetunion wurden mehr als 60 unterirdische Heißwasserlagerstätten erkundet. Die geothermische Energieerzeugung, die im Jahre 1980 nur 5 Megawatt betrug, soll bis 1990 auf 310 Megawatt ansteigen. Obwohl bislang Wissenschaftler die Meinung vertraten, daß die Stromgewinnung nur dann effektiv ist, wenn Wassertemperaturen über 150 Grad Celsius vorherrschen, bewiesen Energiespezialisten, daß ein Geokraftwerk auch mit 85 bis 90 Grad warmem Wasser arbeiten kann. Hier wird es nicht wie sonst direkt in Strom umgewandelt, sondern als Brennstoff verwendet, indem es flüssiges Kohlendioxid in den gasförmigen Zustand versetzt. Das erfolgt bei 90 Grad Celsius. Dieses Gas treibt dann den Turbogenerator an.

In der Reihe der alternativen Energiequellen rangiert die Geothermalenergie vor der Sonne, dem Wind und den Gezeiten. An der Kraftwerkskapazität der Welt von etwa 2 Millionen Megawatt hat sie mit 2500 Megawatt nur einen bescheidenen Anteil – trotz der gewaltigen Reserven. Selbst wenn der Wert bis 1990 auf 12 000 Megawatt ansteigen wird. Sie besitzt zwar den Vorzug, daß sie jederzeit zur Verfügung steht, aber sie läßt sich nicht auf weite Strecken übertragen, wenn sie nicht zuvor in Elektroenergie umgewandelt wurde. Sie lagert nicht überall, und ihre Erschließung durch Bohrungen bringt Probleme mit sich. Doch die zunehmende Beherrschung der Tiefbautechnik räumt der Erschließung von Wärmequellen in der Erdrinde reale Chancen ein. Gegenwärtig wird eine Bohrtiefe von 3000 bis 4000 Meter als wirtschaftlich angesehen. Jedoch kann das Eindringen in heißes trockenes Tiefengestein wie beim Hot-Dry-Rock-Verfahren zu unerwünschten Störungen, zum Beispiel Erdrissen, führen.

Inwieweit brodelnde und dampfende Quellen einer Hauptstadt den Ruf mit der saubersten Luft einbringen können, beweist Reykjavik. Seit 56 Jahren versorgen Geysire die Metropole Islands mit Warmwasser und Heizwärme. So leistet sie durchaus territorial einen spürbaren Beitrag am regionalen Energiehaushalt. In der Energiebilanz der DDR spielt die geothermale Energie nur eine untergeordnete Rolle. Das liegt vor allem an den ungünstigen natürlichen Voraussetzungen und den damit verbundenen sehr hohen Investitionen, um die sich ständig erneuernde, unterirdische Quelle anzapfen zu können.

Fotos: Gippenreiter, Seizew, Tschistjakow/APN, FW-Archiv
Zeichnung: Jochen Arfert

Im nächsten Heft:

Frischer Fisch gefällig?

Auf den Spuren des „Rasenden Reporters": Fischer von Mönchgut heute.

Foto: L. Willmann

„Herz der Dobrudscha..."

Tolbuchin – bulgarische Stadt, die den Namen eines sowjetischen Marschalls trägt. FREIE WELT sprach mit Augenzeugen der Befreiung vor 40 Jahren.

Foto: V. Hohlfeld

Eine Hose für alle

Mehr als dreihundert Tage befindet sich jetzt eine dreiköpfige Besatzung an Bord von Salut 7. Nach über 3000 Erdballumkreisungen fühlt sie sich noch immer wohl. Eines der Geheimnisse ihres erfolgreichen Langzeitfluges: eine Gesundheitshose, die alle drei Kosmonauten ab und zu für Stunden tragen und die den Blutkreislauf in gewohnte Bahnen lenkt.

Immer die Sieben

Ein „Tanz auf sieben Hochzeiten" ist das sportliche Metier der Siebenkampf-Weltrekordlerin Sabine Paetz. Ihr Traum: 7000 Punkte zu erreichen.

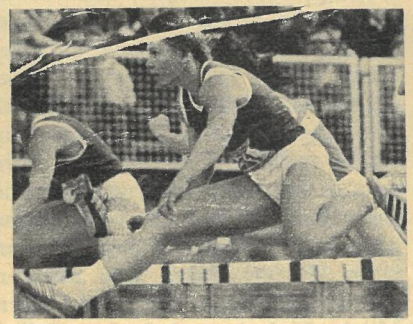


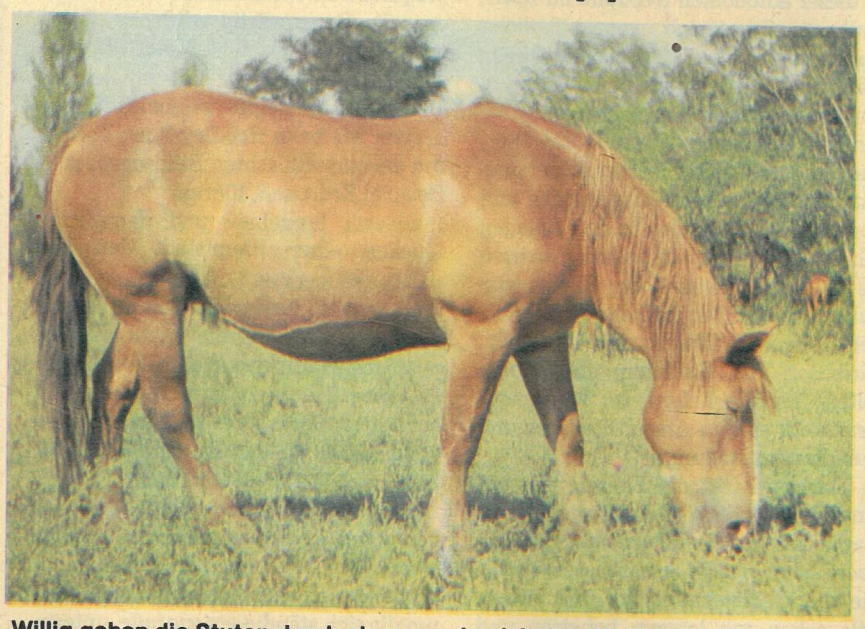
Foto: K. Friedrich

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

1879 entdeckte der russische General und Forscher Przewalski das Urwildpferd. 1973 starb im Naturschutzgebiet Askania Nova in der Ukrainischen SSR die Stute Orliza 3 – das letzte bekannte Urwildpferd, das im Freiland geboren wurde. Sie war als Fohlen in der Dschungarischen Gobi gefangen worden. Doch in der UdSSR leben noch Hunderttausende anspruchsloser Pferde, wie einst ihre wilden Vorfahren, in Herden auf Weidegebieten ohne Koppelzaun, nur betreut von „Cowboys", besser „Horseboys", die mit Sprechfunk ausgerüstet sind, in Jurten oder anderen mobilen Unterkünften wohnen. In Jakutien, das so groß ist wie ganz Europa, lebt die Pferderasse „Jakuten" in einem Bestand von etwa 100 000 Stück. Die zottigen Pferde sind winterhart und liefern Milch, Fleisch und Leder. Selbst am Kältepol der Erde bei Oimjakon, wo die Temperaturen bis auf minus 70 Grad fallen können, überwintern diese Tiere. Sie leben ohne Zufütterung. Im Altai, in Baschkirien, in Burjatien, im Tienschan und in Kasachstan beweist sich die einmalige Anpassungsfähigkeit des Pferdes. Dort, wo sonst nur Yaks, Kamele oder Rentiere existieren können, grasen auch einheimische Pferde, deren Produktivität durch Einkreuzungen mit Don-Pferden, Orlow-Trabern und schwerem Kaltblut zu verbessern versucht wird. Sanatorien, Krankenhäuser und Babykosthersteller sind die Hauptabnehmer für die fett-, vitamin- und milchzuckerreiche Stutenmilch, die mit einer speziell entwickelten Melkmaschine gewonnen wird.

Hannes Schreiber

Die Molkerei in der Steppe



Willig gehen die Stuten durch einen mechanisierten Melkstand. Spitzenleistung bei Kaltblutpferden: 2500 Kilogramm Milch jährlich.

UNSERE FRAGE:

Kumys heißt ein bei Pferdehaltern in vielen Teilen der UdSSR beliebtes Getränk. Woraus und wie wird Kumys hergestellt?

Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort „Pferde in der UdSSR 5" an FREIE WELT, 1026 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 29.8.1984. Auflösung und Gewinner in Heft 19/84, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!

Fotos: W. M. Nikiforow